917.3
R939t
1925

Schweizer Memoirenbibliothek

Tagebuch

auf einer

Reise nach Nordamerika

im Jahre 1823

von

J. J. Rüttlinger

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Schweizer Memoirenbibliothek

Tagebuch

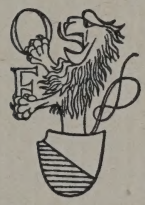
auf einer

Reise nach Nordamerika

im Jahr 1823

Von

J. J. Rüttlinger



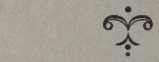
Verlegt bei Orell Füßli
Zürich / Leipzig

Schweizer Memoirenbibliothek

1. Band: David Heß, Die Geschichten und Schwänke vom Landvogt von Greifensee.

2. Band: L. v. Ranke, Die Reformation in der deutschen Schweiz.

3. Band: Erinnerungen an Böcklin, von G. Keller, Alb. Welti, Ad. Frey, K. Stauffer, H. Thoma u. a.



Viertes Bändchen

Druck: Art. Institut Orell Füßli, Zürich

917.3
R939t
1925

Meine Teuersten im Schweizerlande!

Was hat sich nun Neues dort zugetragen? Wie befinden Sie sich, alle meine Freunde? Das sind Fragen, die ich, ach! so gerne mit einmal beantwortet wissen möchte. Aber uns trennen weite Länder und Meere, und die Töne der Nachrichten verschwinden so oft in Tälern und an Höhen, an Bächen und Flüssen, auf ausgebreiteten und bewohnten Flächen, an hohen Felsen und zerfallenen Schloßruinen, in den geglätteten Spiegeln des Ozeans und an den schäumenden Wogen desselben, daß ihre Ankunft bis an gehörigem Orte so lange verzögert wird, daß sie nur noch alten Sagen der Vorzeit ähneln.

Einst, wenn ich meinen Freunden schrieb, so hieß es Wildhaus oder Hemberg, und jetzt heißt es Amerika. Wie wunderbar mir dieser Name mein Gemüt durchschleicht! Einst fehlte es mir wohl auch an leidlichem Stoff, ihnen zu schreiben; da nötigte ich dann meiner Laune einen beliebigen Scherz ab und teilte ihn mit. Aber diesmal liegen der Materien mir so viele vor, daß ich sie scheffelweise ihnen zuschütten möchte.

Meine liebe Frau und ich sind nun, Gott sei Lob und Dank! sehr glücklich hier in Amerika bei unserm lieben Freund Schweizer angelangt. Wie und wann dies geschah, will ich Ihnen, meine Teuern! in gedrängter Kürze mitteilen. Und ob ich mir träume, beim Erzählen bei Ihnen zu sein, im warmen Winterstübchen mein Pfeifchen rauchend, oder im Beginne des freundlichen Schweizerlenzes auf der grünenden Wiese, oder an der silbernen Quelle, oder am murmelnden Bach im Erlengebüsch, oder zur Sommerzeit auf den friedlichen Alpen und Bergen, an einem Abhange, wo die majestätischen Felsen jedes frohe Jauchzen vielfach wiedertönen, oder droben auf den himmelanstrebenden Spitzen und Kuppeln, wo die Morgen- und Abendsonne purpurne Teppiche ausbreitet und die stille Wolke am blauen Äther rosig besäumt — dieses gilt Ihnen gleichviel.

Reise bis Amsterdam

Die Begleitung unserer Freunde

Noch erinnern wir uns in wehmutsvoller Wonne des heitern Maimorgens im Frühjahr 1823, als wir in Begleitung einiger Freunde das freundliche Dörfchen Hemberg verließen, und wie es uns, als gerade die Morgensonne über Toggenburg niedersank, im Rücken entschwand, um es

nie wieder zu sehen. Eine ganz eigene Gemütsstimmung knüpfte sich an diese lieblich schöpferische Szene. Das Zusammentreffen mit mehreren Freunden in Lichtensteig und das Verabschieden einiger in Bütschwil bleibt uns in ewigem Andenken. Die sorgliche Begleitung anderer bis nach Zürich, ihre innigste Teilnahme an unserm Vorhaben, und endlich auch die schmerzliche Trennung von ihnen und von allem uns traulich Bekannten, ach! wie uns dabei zumute war, das letzte Lebewohl auf immer von ihnen zu hören. —

Unbekannter Wohltäter und ein unvermuteter Reisegefährte

Wir logierten in Zürich beim Rößli. Nachdem wir noch einige Empfehlungen eingenommen hatten, waren wir willens, weiterzureisen. Wir fragten nach der Zeche; „es ist schon bezahlt," hieß es. Wir erstaunten, an einem uns fremden Orte solche Wohltäter zu haben. Wir konnten auch nicht erfahren, wer sie waren. Uns tut es recht leid, unsern Dank schuldig zu bleiben. Aber Gott möge dich segnen, unbekannter Wohltäter, wer du auch sein magst! —

Nun waren wir allein, ohne Freunde, ohne Bekannte, und wir wollten uns doch hinauswagen in die weite Ferne, wo uns mit jedem Tritt fremde Erscheinungen treffen werden! Es war uns doch nicht so ganz heimelig, obschon ein herrlicher Morgen über den Spiegel des Zürichsees einher-

glänzte und die hohen Türme der Stadt wie Gold herniederblitzten; obschon die wohltätige Frühlingssonne ihre lieblichen Strahlen über die sanftern Weinhügel um Zürich herum ausgoß und bemüht war, auch unserer Seele Heiterkeit zuzuströmen. — Wir standen und staunten, und indem erhielten wir unvermutete Kunde von einer Reisekutsche, welche bis nach Brugg bestimmt war. Wir meldeten uns, und der Kutscher war willig, uns mitzunehmen für eine geringe Bezahlung. Wir mußten noch warten bis nach dem Mittagessen. Auch da hieß es wieder, „es ist schon bezahlt". Die Kutsche rollte heran; wir stiegen ein und fuhren davon, indem wir dem unvergeßlichen Zürich noch manches Lebewohl zuwinkten.

In dieser Kutsche befand sich unter anderm ein Glarner, namens M. B. v. S., ein sehr ordentlicher Mann, wie es schien. Nach gegenseitiger Erkundigung des Reisezwecks fand es sich, daß B. gesonnen war, in Handelsgeschäften über Amsterdam nach London zu reisen, welches er schon mehrmal getan hatte. Ob das recht wunderbare Zusammentreffen mit diesem Manne uns gefreut habe, kann man sich leicht denken, und um so mehr, weil er wie wir keinen bestimmten Reiseplan ausgedacht hatte, sondern zu Fuß oder zu Wasser wandern wollte, wie es Gelegenheit und Umstände mitbrachten. Nun waren wir sehr froh und wohlgemut, und die blühenden Felder durch das gesegnete Limmattal hatten einen tausendfachen Reiz für uns. In Brugg verließen wir

ihn, weil er in Schinznach noch einige Geschäfte abzutun hatte, und er wies uns in Kleinbasel das weiße Kreuz zum Logis an, wo er uns dann treffen werde. Bis dahin wanderten wir allein. Es war nun das erste Mal mein Felleisen auf dem Rücken nachzuschleppen, und ich erfuhr, daß es für mich viel bequemer wäre, die ganze Reise in einer Kutsche oder auf einem Schiff zu machen. Doch das schöne Wetter, die lieblichste Jahreszeit und die prächtigen Gegenden im Frühlingsschmucke ließen mich's vergessen, was ich auf den Schultern trug.

Wir fanden in dem uns angewiesenen Wirtshause ein gutes und billiges Quartier. B. traf schon den andern Tag unserer Ankunft ein. Und es war uns, als empfingen wir einen alten, teuern Bekannten, so heimlich und traulich begrüßte er uns. Es war eben Auffahrt, und wir wohnten zum letztenmal einem schweizerischen Gottesdienst bei, im großen Münster. Diesen Nachmittag lustwandelten wir noch nach Kleingundeldingen, wo Freund Schweizer ein Jahr zubrachte, und auf die bezaubernde Anhöhe St. Margarethen, wo man einen großen Teil der Stadt Basel mit ihren herrlichen Umgebungen, einen Teil vom Wiesental und andern Szenen, welche Hebeln Stoff zu seinen gemütlichen alemannischen Gedichten gaben, und die in das Fernblau getauchten Vogesen beherrscht. Wir weilten sinnend hier und wünschten unserm geliebten Vaterlande noch manches Lebewohl in der Feier dieses göttlichen Tages.

Herr Pfarrer Burkhard wurde besucht, welcher uns sehr freundschaftlich aufnahm. Wir verlebten einen unvergeßlichen Tag bei dieser liebenswürdigen Familie und erhielten von ihr eine englische Grammatik zum freundschaftlichen Andenken.

Kommt Zeit, kommt Rat

Wir hätten so gerne eine Gelegenheit gefunden, weiter zu reisen und dabei unsere Schuhe zu schonen, aber es wollte sich noch keine zeigen. Wir standen stundenlang an den Ufern des Rheins und sahen auf- und abwärts, ob nicht die Götter des günstigen Geschicks irgendein Schiff herbeiführen möchten, auf dem wir sanft den Strom hinabgleiten könnten; aber der Fluß war immer so spiegelglatt, daß auch nur keine einzige zurückgelassene Spur von einem hin- oder herüber geglittenen Kahn zu sehen war.

Es war der neunte Maitag, da spazierten wir durch das Volksgewimmel über die Rheinbrücke, als gerade die Abendsonne ihre purpurnen Strahlen auf den glatt dahinschleichenden Rhein senkte und die vergoldeten Turmspitzen der Stadt wie blitzende Leuchter anzündete, da erblickten wir am andern Ufer zwei neuangekommene Schiffe, von welchen die Waren ausgeladen wurden. Nach dem Platze hineilend, erkundigten wir uns nach ihrer Bestimmung. Es hieß, morgen früh fahren sie ab nach Straßburg; sie wollen uns mitnehmen, die Person für 4 Taler. Wir bezeigten dazu große

Lust. Aber B. hatte seinen Paß noch nicht unterzeichnet. Heute war das Bureau schon verschlossen, und morgen ging es vor acht Uhr nicht auf. Wir meinten ein wenig in einer fatalen Lage zu sein. Entweder mußten wir B. verlassen oder die Schiffsgelegenheit versäumen. Wir machten aber nicht lange und wählten das letztere, weil uns ein solcher Reisegesellschafter zu wichtig schien. Deswegen schliefen wir aber diese Nacht ruhig und unbesorgt; denn wir dachten: Kommt Zeit, kommt Rat.

Nun holte B. seinen Paß von der Polizei, und dann projektierten wir, wie wir weiterreisen wollten. Unser Mitwanderer schlug vor, einen eigenen Kahn zu kaufen und selbst damit zu fahren. So gerne ich auch weiter gewesen wäre, so hatte ich doch keine besonders große Lust dazu, mich so einem dreifach zusammengenagelten Brette anzuvertrauen. Der Gedanke aber an mein schweres Felleisen und die Vermutung, daß es doch zu lange dauern möchte, bis wir wieder andere Gelegenheit fänden zu fahren, entschieden mich zur Einwilligung. Meiner Frau war das ganz recht, und B., als ein unternehmender Glarner, prahlte damit, schon mehr solche Wagstücke gemacht zu haben. Ob dem so war, weiß ich nicht; doch fand ich, daß er mit dem Kahn ein wenig besser umspringen konnte als ich. Genug, es wurde ein neues Fahrzeug für eine Dublone gekauft. Man kann leicht denken, daß es kein Kaufmannsschiff war. Wir richteten uns also zur Abfahrt ein, luden unsere kleinen Equi-

pagen ein und nahmen noch einen Mann mit bis Neuburg, weil es dort für Unkundige eine gefährliche Stelle ist. Nun schwankt der Kahn dahin. Bei der geringsten Bewegung verliert er sein Gleichgewicht und droht uns bald rechts und bald links auszuleeren. Jetzt schwimmen wir über die Grenze unseres lieben Vaterlandes. Gefühle des innigsten Dankes für so manche selige Stunde, die wir im heimatlichen Schoße daselbst genossen haben, und die herzlichsten Wünsche, daß es doch immerhin ein für sich selbständiges, freies Ländchen bleiben und daß mit mehr Wertschätzung alter Sitte, alter Treue, alter Redlichkeit und Einfachheit nachgestrebt werden möge, als seit mehr als zwanzig Jahren geschah, erfüllten unsere Busen. In stummem Stillschweigen die vorige, gegenwärtige und künftige Lage durchphantasierend, kamen wir in Neuburg an, ohne auf unsere Umgebungen geachtet zu haben. Wir bezahlten unsern Schiffsmann und entließen ihn dann.

Gelegenheit, auf eine andere Art zu reisen

Wir dachten auf jeden Fall unsern Kahn nur dann zu benutzen, wenn wir sonst keine andere Gelegenheit hätten, vorteilhafter und unbesorgter zu fahren. Hier trafen wir mehrere Männer an, welche beschäftigt waren, einen Bretterfloß einzurichten, um damit bis nach Straßburg zu fahren. Wir ließen nicht ermangeln, sie anzusprechen, uns mitzunehmen. Sie waren dazu sehr bereitwillig, wenn wir warten

wollten bis morgen. Wir übernachteten also hier bei einem sehr freundlichen und billigen Wirt, der uns aber das Auswandern nicht gar sehr anrühmen wollte. Wir schliefen aber dessen ungeachtet ruhig.

Der Morgen kam, und nun sahen wir erst recht, wo wir waren. Das sinnende Zurückgekehrtsein in uns selbst lebte wieder heiter und froh auf. Dieses Dorf steht auf einer Anhöhe. Unten stürzt ein Teil des majestätischen Rheins donnernd über ein Felswuhr. Nun sahen wir, daß, wer dort den Weg auf dem Fluß verfehlt, eine Beute des Todes ist. Der Wirt erzählte uns, daß vor ein paar Jahren ein ganzer Kahn voll Menschen hier verunglückte, welcher sich dem starken Wasserzug nicht mehr entarbeiten konnte und ohne Rettung den Fall hinunterstürzte. Es sollen auch Auswanderer gewesen sein.

Soeben, als wir den neuen Wasserschwimmer betraten, stieg die Sonne links dem Rhein golden über die mit Schneestreifen glänzenden Elsaßergebirge herab, indem rechts die anmutigen badischen Rebenhügel noch im Schatten lagen. Sanft gleitet der Floß niederwärts zwischen den einförmigen Ufern des Rheins, wo Weidengesträuch zu beiden Seiten in die Fluten herabschwankt und wo nur dann und wann die Turmspitze eines entlegenen Dorfes über das Waldgrün hinausragt. Jetzt präsentiert sich prächtig, nachdem der Floß um eine Ecke sich gewendet hat, Breisach auf zwei Hügeln in blauer Ferne. Dieser heitere Tag entschleiert uns schon

das hohe Münster in Straßburg, als wir noch sieben Stunden davon entfernt waren. Wie ein blauer Kegel schwebt es über die hohen Baumwaldungen kühn in den Äther hinauf. Erstaunen muß man vor dem kolossalen Werk Erwins aus dem Mittelalter.

In Kehl nahmen wir Nachtherberge, und da es den Abend ziemlich unruhig zuging im Wirtshause von allerlei Volks, es war heute Sonntag, so gingen wir ins Freie und weideten unsere Augen an dem freundlichen Untergang der Abendsonne. In dieser so feierlichen Szene dachten wir an unsere Heimat und an unsere dort zurückgelassenen Lieben und Freunde mit innigem Gefühl. „Die gleiche Sonne geht uns allen unter; der gleiche blaue Himmel umspannt uns alle; ein Vater im Himmel ist's, welcher uns alle beschützt und erhält, solange es sein Wille ist, seien wir am Rhein, am Mississippi oder am Nil," dieses war der hoffnungsvolle Ausfluß unserer bewegten Herzen, mitten im lärmenden Gewühle der Welt.

Unsere eigene Schiffahrt

Nun richten wir unsere Fregatte ein und fahren selbst drauflos. Mir klopfte das Herz doch ein wenig; aber B. und mein Weibchen lachten mich nur aus, als sie es bemerkten, denn sie hatten mehr Mut als ich. Es war nun einmal so; ich konnte das Ding nicht anders machen, und so mußte ich das kleine Handruder ergreifen und damit schalten und wal-

ten, und komme es auch wie es wolle. B. war Kapitän und kommandierte das Steuerruder; ich versah Matrosenstelle, und meine Frau als Küchenjunge reichte der gesamten Schiffsmannschaft den Wein- oder Bierkrug herum, wenn sich der Durst einstellte.

Unsere Schiffahrt war aber in der Tat etwas lächerlich. Bis wir uns ein wenig mit dem Rudern zusammengewöhnt hatten, ging bald die eine, bald die andere Spitze des Kahns voraus, bald aber auch keine von beiden, und mein Weibchen mußte sich mitten in demselben mausestill halten, damit sie ja kein Übergewicht verursachte. Wir kannten erstlich den Lauf des Wassers und seine Bewegungen nicht so genau; daher stießen wir oft auf Untiefen, wo wir mitten im Rhein stecken blieben und recht Mühe hatten, wieder von der Stelle zu kommen. Gerade zu dieser Jahreszeit war es beim hellsten Wetter sehr widrig, und dieses verzögerte unsere Reise sehr. Wenn der Wind stark war, so mußten wir landen, an der ersten besten Stelle. Da kampierten wir oft stundenlang in einöden Gesträuchen und leerten indessen unter Scherzen und Lachen den Wein- oder Bierkrug und ließen den Wind durch die Wälder brausen.

Neuhäusel

Einst glitt unser Kahn still und sanft mitten auf dem glänzenden Strom. Die Vögel sangen an beiden Ufern aus Busch und Wald, wir sangen auch mit, und uns war himmel-

wohl, denn es war ein heiterer Vormittag. Mit einmal überzog sich das Himmelblau mit düstern Wolken, und ebenso schnell brauste ein Sturm durch die Wälder her; der Rhein entfärbte sich und warf seine Wellen hoch. Nur mit Tellenanstrengung konnten wir noch an der französischen Seite landen. Wir schlugen unsere Zelte abermals unter den Bäumen auf. Hier ist gerade eine Douane. Niemand darf, bei einer großen Strafe, etwas hin- oder herüberfahren. Die düstere Waldung und das Sausen durch die Bäume machte uns ein wenig unheimliche Langeweile, und wir fürchteten, wir müßten hier den ganzen Tag zubringen. Daher wollten wir die Wälder untersuchen, ob im Falle der Not auch irgendwo ein Nachtquartier ausfindig zu machen wäre. Eine halbe Stunde waldeinwärts trafen wir ein Dörfchen an, welches Neuhäusel heißt, besser hieße es aber Jammerhäusel; denn Gott! welche Armut herrscht da! Gewiß hätten wir im ganzen Dörfchen weder etwas zu essen noch zu trinken bekommen, geschweige denn eine Lagerstätte gefunden. Die Leute alle, ohne Arbeit und Verdienst, wankten so halb verhungert, ganz blaß und freudenleer herum, und ihre Kleidung war sehr elend. So gingen wir wieder zurück und priesen unsere Lage glücklich. Eben als wir am Rheinufer unter einem Baume halb eingeschlafen waren, da rauschte es durchs Gebüsch, und auf uns zugelaufen kam ein langer, hagerer Mann mit blaßgelbem, ausgemergeltem Gesichte, der eine Flinte mit der rechten Hand beim Kolben faßte und sie auf

dem linken Arme ruhen ließ, gleich als wollte er sich bereit halten, mit einer Bewegung schießen zu können. Es war uns dieser Auftritt im finstern Walde auf französischem Boden nicht ganz geheuer; wir wußten nicht recht, was das zu bedeuten hatte. Vielleicht, dachten wir, ist das gar ein Menschenjäger. Es war, wie wir erfuhren, ungefähr so etwas, nur nicht in so strengem Sinne, wie wir's anfangs erklären wollten. Er war nur der Douanier auf diesem Platze. Er grüßte uns sehr freundlich und redete mit uns wie ein recht vernünftiger Mann. O! wie er sich über die gegenwärtige Lage beklagt. Das gemeine Volk, sagt er, muß ganz zugrunde gehen, wenn es noch lange so fortgeht. Der Adel erhebt sich wieder mit erneuter Kraft und drückt das Mark des Staates zusammen; er hege aber die zuversichtliche Hoffnung, Spanien werde in dem begonnenen Kriege den Sieg davontragen, und dann würde wieder alles eine bessere Wendung nehmen. Aber ach, der gute Mann und viele tausend andere sahen sich in ihren Hoffnungen betrogen.

Wir konnten nun wieder weiterfahren, mußten aber noch einmal landen wegen einem Gewitter. Dieses war der erste Regen seit der Abreise von unserer Heimat. Der Himmel klärte sich bald wieder auf, wir banden unsern Kahn los und fuhren weiter. Es war ein herrlicher Abend. Der Fluß lag so glatt wie ein Spiegel vor uns, das Rauschen der Wälder war umgewandelt in eine feierliche Stille, nur das

Konzert des Haingefieders tönte lauter zu uns herüber. So glitten wir noch unter Gesang und langsamen Ruderschlägen bis Neuenburg.

Wieder eine Floßfahrt

Es ist diesen Morgen rauh und regnerisch, und wir fürchten, heute den ganzen Tag im Wirtshaus zubringen zu müssen. Doch auf einmal, siehe, da nimmt's eine ganz andere Wendung. Es traf ein ganzer Trupp Männer hier ein, welche sich um eben so viele Weinflaschen zu Tisch setzten. Sie lassen verlauten, daß sie mit einem Floß bis nach Mannheim fahren, und wir waren mit ihnen bald einig, uns mitzunehmen. Jetzt geht's unerwartet vorwärts. Bei kühler, regnerischer Witterung wird abgefahren. Eine Hütte, die auf dem Floß erbaut war, gab uns Dach und Fach und Wärme bei einem lodernden Feuer. Gegen Nachmittag hellte sich der Himmel auf, und wir brachten die Zeit im Freien zu. Die Rheinufer werden allmählich lichter und lieblicher, und der Strom selbst fließt in seinem Bette ungeteilt und sanft dahin. Die Berge hinter uns sind verschwunden, nur Hügel zeigen sich noch in ferner Bläue. Dörfer schimmern allerorten aus den Ebenen einher, und jetzt glänzt Philippsburg in der Abendsonne über das freundliche Gestade hin. Von jetzt an sind die Rheingegenden bezaubernd schön.

Die Schmausereien der Flößer beginnen, während die

Abendglocken mehrerer Dörfer zu uns herübertönen. Da wird gekocht und gebraten, gegessen und getrunken, ganz fürstlich, und auch wir mußten teilnehmen an den Gastereien. Es wird die ganze Nacht gefahren. Wir legten uns neben das Feuer auf Stroh; aber das Ungewöhnliche der Schlafstelle und das Lärmen und Kommandieren des alten finstern Steuermanns ließen mich nicht schlafen. Ich machte mich auf und ging ins Freie, nachdem ich einen tüchtigen Zug aus unserer Weinflasche getan hatte; die andern schnarchten und schliefen wohl. Der Mond stand mit seiner halb gefüllten Scheibe am Himmel, und die Sterne flimmerten wie Kerzen über ihm. Die Ruder der Schiffenden plätscherten auf dem glatten, versilberten Strom, und aus den Hainen der beiden Ufer flöteten tausend Nachtigallen ihre entzückenden Lieder. Eine kurze Pause erfolgte in der Mitternacht, da ruhten Wald und Hain, und die ganze Natur verstummte vor dieser feierlichen Stille. Aber noch ehe der Morgen dämmerte, wurden die Wälder wach. Tausendstimmig erhob sich das Konzert der Nachtigallen wieder. Sobald es helle ward und die Sonne die luftigen Morgenwölklein vergoldete, schlossen die herrlichen Sängerinnen ihre Kehlen, und der Tagesgesang des allgemeinen Federvolkes begann. Dieses waren die ersten und die letzten Nachtigallen, die ich in meinem Leben hörte. O, das war für mich eine selige Nacht!

Der Floß, auf dem wir fahren, ist 84 Schritte lang und

12 breit, und weiter unten sahen wir welche, die vier- bis sechsmal größer waren. Es ist keine Kleinigkeit, so ein Floß zwischen den Pfeilern einer Rheinbrücke durchzuführen. Unser Kahn ruhte auf diesem flachen Gebäude wie eine Stadtnull auf einer Landkarte.

Nachdem wir diesen Morgen die schönste Rheinstadt, das liebliche Mannheim, mit den umgebenden herrlichen Lustwäldern, mit seinen prächtigen Gebäuden an den im Quadrat sich durchschneidenden breiten Straßen, mit einem großen offenen Marktplatz, mit schattigen Alleen gesehen hatten, bestiegen wir in Frankenthal wieder unsere eigene Fregatte, und wir mußten diesen biedern Floßmännern nicht mehr als 12 Batzen bezahlen.

Nach Mainz, Ankunft und Aufenthalt daselbst

Das uralte Worms wurde besucht. Es ist eine wüste Stadt. Alte, zerfallene Festungswerke liegen in zertrümmerten Ruinen darnieder. Die alte, finstere katholische Kirche weist noch manches Kunstwerk aus dem vorgotischen Altertum auf.

Jetzt setzten wir uns wieder in den Kahn und plätscherten im silberzitternden Ruderschlag davon. Die Umgebungen des Rheins stiegen wieder in sanften Hügelungen an, wo die Weinrebe rankt und hingebaute Dörfer schimmern. Wir

gleiten unter Nierenstein singend mitten auf dem Rücken des Rheins.

Kaum hatten wir die Füße von unserm Wasserinsekt ans Land gesetzt, so drängten sich schon eine Menge unverschämter Kerls hinzu, um uns Quartier anzuweisen und die kleinen Effekten zu versorgen. Aber wir redeten barsch mit ihnen und wollten alles selbst machen. Zwei der lausigsten von ihnen hatten es schon ausgewittert, daß wir Auswanderer wären; desnahen folgten sie uns immer wie abgerichtete H.... auf dem Fuße nach und wollten uns raten und raten und helfen, wie und wann wir mit der besten Gelegenheit weiterreisen könnten. Unter anderm sagten sie, es komme bis Samstag Abend, es war heute Freitag, eine honette Landauer Familie hier an, die auch nach Amerika wolle; es wäre für sie schon ein Kahn gekauft und ein Schiffmann gedungen, der sie nach Amsterdam fahren müsse. Das wäre doch jetzt nicht so übel, dachten wir, denn wir hatten ohnedies im Sinn, unser Schifflein hier zu verkaufen. Wir achteten übrigens wenig auf diese Schwätzer, denn wir wollten erst nähere Auskunft über diese Sache einziehen, und um dieses zu tun, warteten wir den Morgen ab in einem ruhigen Schlaf bei der Stadt Frankfurt.

Der Morgen ging nun recht lieblich auf über Mainz. Alles fing an zu leben. Der vergoldete Rhein wimmelte von gleitenden Kähnen, und auf der großen Brücke trampelten Reisende hin und her. Die Schmiedehämmer klopften und

die Straßen wimmelten von allerlei Volkes. Jetzt erst wollten wir recht in das Gewühl und das Treiben von Mainz gucken.

Die Stadt liegt wirklich ausgebreitet und recht schön am linken Rheinufer. Der noch nicht weit Gereiste gewinnt hier eine ihn in Erstaunen setzende Ansicht. Ein ganzer Wald von Mastbäumen ragt in die Luft das Ufer entlang, woran die farbigen Flaggen mit dem Winde spielen. Wirklich, Hunderte von kleinen und großen Fahrzeugen liegen vor Anker, und schwimmende Bäder dämpfen den ganzen Tag, wo immer unsaubere und gereinigte Herrchen und Damen ein- und ausschlupfen. Ha! dachten wir beim Anblick der größten Wasserpaläste, auf dem Meere gibt's ja noch größere, und wer sollte sich denn fürchten, auf einer solchen schwimmenden Insel zu fahren!

Jetzt erkundigten wir uns über die gestrige Angelegenheit, und wir fanden wirklich den Schiffmann, der mit einer zu erwartenden Familie akkordiert hatte. Wir suchten ein Gleiches mit ihm zu tun; aber er forderte für die Person 6 Taler, und das war uns doch etwas zu viel. Wir wollten nun die Leute selbst abwarten; denn, dachten wir, haben sie ein eigenes Boot und den Schiffer dazu gedungen, so haben wir's mit ihnen auszumachen und nicht mit ihm. Wir ließen also die Sache gestellt sein und machten uns ein wenig mit der Stadt und ihren Umgebungen bekannt.

Mainz hat etwa 10 bis 12,000 Einwohner und liegt in

einer von der Natur sehr gesegneten und für Handel und Gewerbe bequemen und vorteilhaften Lage; aber seine Bewohner leben nicht glücklich. Wo man auch hinkommt, da hört man Klage über Druck und unerschwingliche Abgaben. Und es ist auch wahr; selbst der fremde Reisende findet sich nirgends wohlbehaglich und frei. Überall stößt er auf herumstrolchendes Militär. Es liegen gegenwärtig hier österreichische, preußische und darmstädtische Soldaten, welche die Arbeit des Landmanns und den Erwerb der Städter als unnütze Knechte verzehren wie die Drohnen den Honig der Arbeitsbienen. Aber nicht wie diese darf sich die arbeitende Klasse über jene hermachen und sie töten. Da lobe ich mir die bessere Einrichtung des Bienenvolkes. Man versichert uns, daß Mainz samt einem gewissen Umkreis in seinen Umgebungen alle Monat 84,000 fl. an den Kurfürsten zu Hessen-Darmstadt zu entrichten habe, ohne Gnade und Barmherzigkeit. Ein hübsches Sümmchen!

Heute machten wir auch noch eine Promenade auf der Rheinbrücke nach Kassel hinüber. Es ist dort ein wüstes, armes, kotiges Nest. Wir spazierten auf die Festungswälle und dachten an gar nichts Arges. In den Schanzen waren eine Menge Kanonen aufgepflanzt. Eine Schildwache witterte uns, und — husch: „packt euch von dannen oder ihr werdet über den Haufen geschossen", donnerte es zu uns herauf. Wir hätten den Kerl gerne ein wenig geärgert, aber es schien uns doch nicht der rechte Platz dazu zu sein; des-

wegen strichen wir unser Segel und wandten uns weg von diesem verhaßten Orte, wo man auch nicht einen freien Schritt tun darf.

Nun war der Abend gekommen, nicht aber die erwartete Familie.

Ein unvermuteter Ausgang

Heute ist es Pfingsten, der 18. Mai. B. wird ein wenig unruhig und will nicht mehr länger warten. Entweder wollen wir wieder selbst weiter fahren oder uns in die Wasserpost setzen, meinte er; wir aber wünschten hier noch Pfingsten zu halten und suchten ihn deswegen zu beruhigen.

Wir gingen in eine katholische Kirche, wohnten eine Weile ihrem Gottesdienst bei; weil wir aber gar nichts Pfingstliches dort erhaschen konnten, so gingen wir wieder weg und schlenderten so dem Rhein nach herauf gegen unser Logis, um das Mittagessen zu bestellen. Jetzt erblickten wir unter der Menge von Schiffen ein eben angekommenes Boot, und wir hofften, es wäre das schon gestern erwartete. Hastig und possierlich juckte ich hinunter (B. war diesmal nicht bei uns), als wäre ein neuer Erdteil entdeckt, und steckte meine Nase unter das Bretterdach dieses Bootes. Ich sah allerlei Volks drin sich durcheinander bewegen. Ein Mann von etwa sechzig Jahren kommt hervor, beguckt mich, beut mir die Hand und schüttelt die meinige, indem er mich anredete: „Nun, wie geht's?" Diesmal wußte ich noch nicht,

daß dies das allgemeinste amerikanische Kompliment ist. — „So so," war meine Antwort. Ich fragte ihn: „Wo kommen Sie her, und wo wollen Sie hin?" — „Nenne mich du! ich mach's mit dir auch nicht anders; ich bin ein Separatist, und deswegen will ich's so haben, übrigens komme ich mit meinen Leuten da den Neckar herunter, von Stuttgart; wir wollen miteinander nach Amerika, wenn wir Glück haben. Dieses ist schon das drittemal, daß ich die Reise dorthin mache; ich weiß also schon ein wenig damit umzugehen. Was machst denn aber du hier? Ich sehe wohl, du bist auch kein Landsmann von da." — „Ich komme von der Schweiz und will also auch nach Amerika; wir wollen einander Gesellschaft leisten." — „Das ist schon recht; aber kannst du deine Fracht bezahlen?" — „Ja," sagte ich. — „Nun, das ist gut, sonst hätte ich dir's mißraten. Auswanderer, welche die Fracht nicht bezahlen können, sind diesmal übel daran. Nicht leicht nimmt ein Kapitän solche an, und wenn er es auch tut, so finden sie, wenn sie 'nüberkommen, nicht so leicht Unterkommen wie ehemals. Es sind gegenwärtig harte Zeiten in Amerika und deswegen kein Mangel an Arbeitsleuten."

Das ist doch ein wunderlicher Kauz, dachte ich, und doch muß der Kerl was kennen und erfahren haben. Sein eigenes, sonderbares Benehmen war mir erstlich so befremdend, als erfreulich es mir war, diesen Mann angetroffen zu haben; denn ich konnte mir Hoffnung machen, mit diesen Leuten,

wo nicht schon bis nach Amsterdam, doch von dort an über See zu kommen. Wir machten jetzt nicht lange, ihren Schiffsmann zu fragen, ob er uns drei noch mitnehmen wolle. Er sagte, er hätte nichts dagegen, wenn jener Mann, mit dem ich gesprochen habe, es erlaube. Er sei der Anführer von jenen Leuten und habe ihn und das Boot akkordweise bis Amsterdam angenommen. Ich verfügte mich also geschwind zu dem Manne (Vetter heißt er, und so will ich ihn künftighin nennen) und suchte ihn um Aufnahme an. „Well dann," sagte er, „wenn ihr mit dem Platz fürlieb nehmen wollt, wir haben's aber ziemlich enge, so habe ich nichts dagegen; macht ihr nur mit dem Schiffer die Fracht aus, dann ist's richtig. Ich weiß wohl, wie es Auswanderer haben, es ist ihnen jede Gelegenheit, weiterzukommen, willkommen; und die Menschen müssen einander Gefälligkeiten und Freundschaft erweisen, wo sie können; es ist ihre Schuldigkeit. Zwar habe ich alle Ursache, vorsichtig zu handeln; denn ich bin schon mehr als einmal von Auswanderern betrogen und angeführt worden. Von euch aber denke ich nichts Arges; ich denke, ihr seid ehrliche Schweizer."

Dieser Mann gefiel mir je länger je mehr. Ich sah, daß er einen gesunden, durch Erfahrung gebildeten Menschenverstand hatte, der aber freilich noch mit manchem Vorurteile befangen sein mochte. Natürlich war er ein wenig mißtrauisch gegen andere Menschen. Dieses hatte aber seine natürlichen Ursachen; teils weil er ein Sektierer war, und

teils, weil er eben schon oft erfahren hatte, daß nicht jeder Mensch das ist, wofür er sich ausgibt. —

Jetzt akkordierten wir mit dem Schiffmann die Person zu 4½ Taler. Auch dieser Mann schien uns ehrlich zu sein. Er hatte gar nicht den Charakter, wie sonst gemeiniglich Schiffleute haben. O, wie froh waren wir, diese Gelegenheit gefunden zu haben! Warum mußte unsere Reise bis hieher durch widrige Winde so lange verzögert werden, daß wir gerade bis um Pfingsten in Mainz ankommen sollten? O! dieses Zusammentreffen war doch gewiß kein blindes Ungefähr! Ich nenne es väterlich-sorgende Führung Gottes. Klügle ein anderer auch etwas anderes heraus, ich kehre mich nicht daran.

Jetzt rechnen wir noch mit unsrer Wirtsfrau ab und sind sehr zufrieden mit ihr, weil sie uns den billigsten Konto macht. Sie gibt uns noch manches Lebewohl und manchen Glückwunsch auf unsere Reise mit. Das neue Quartier wird nun bezogen, wir lernen unser gesamtes Schiffsvolk kennen und stoßen von Mainz ab. Es ist 4 Uhr nachmittags.

Bingen

Von Mainz bis hieher ist eine herrliche Fahrt. Die Weinhügel schwellen nach und nach zu Bergen an. Gegen Abend kommen wir ganz ins Gebirg hinein. Es ist Nacht, als wir in Bingen ankommen. Lichter brennen schon überall, und

aus den Wirtshäusern tönt uns Musik und Tanz und ein wildes Gelärm entgegen, wie in der Schweiz etwa an einem Jahrmarkt. Heute ist Kirchweih, heißt es. Wir konnten dieses mit der Pfingstfeier gar nicht wohl vereinen. Ach! wie so überall ist Religion und Sittlichkeit im Verfall! Der biedere Schweizer klagt, und zwar nicht mit Unrecht, über die Verderbtheit seines eigenen Vaterlandes; aber noch viel größer trifft er dieselbe an, sobald er über die Grenze hinaustritt.

Die Separatisten kaufen sich hier Wein, weil er sehr haltbar sein soll auf der See. Nicht jeder Wein soll die Meerfahrt aushalten können. — Unser Schiffsmann getraut sich nicht allein durch das Bingerloch zu fahren: er nimmt noch einen hiesigen mit. Aber ich kann nichts weniger als große Gefahr hier sehen, zumal wenn das Wasser hoch geht wie jetzt. Man sieht da noch die Ruinen des berüchtigten Mäuseturms; aber wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so hört man nicht eines mehr von den häßlichen Tieren pfeifen. Reißend geht der Kahn einige Stunden durchs Gebirg.

Steile, kahle Felsen, wo es nicht durchaus unzugänglich ist, sind hier mit Mauern untersetzt; auf dem Rücken ist Erde hergetragen, um Reben hinzupflanzen, und man kann mit Recht sagen, die Felsen träufeln von Wein.

In diesen Gebirgen müssen einst reiche und mächtige Gewaltherren gehaust haben. Jede Felsenspitze zeigt noch Ruinen von Schloßgebäuden.

Koblenz

Prächtig prospektiert sich diese Stadt, wenn man so den Rhein hinunterkommt. Der Stadt gegenüber wird die Riesenfestung Ehrenbreitstein auf einem sehr kühnen Felsen wieder aufgebaut, welche nur ein Napoleon zu durchbrechen vermochte. Diese Wiederherstellung soll bei Millionen kosten.

Kaum hier gelandet, wird uns durch polizeiliche Aufwartung fest und ernst untersagt, etwas vom Schiff ans Land zu nehmen. Kisten- und Kastenvisitatoren kommen bald nachher. Vetter bewillkommte diese Gäste mit einem Trunk Bingerwein. Sie unterließen daher alle nähern Untersuchungen und glaubten auf das Ehrenwort.

Vetter hatte ein paar Kisten mit Waren aus Deutschland zum Gebrauch ihrer Kolonie in Amerika; diese mußten plombiert und verzollt sein, und nach ihrem Werte mußte er gewisse Prozente an barem Geld hier hinterlegen, bis die Waren über die Grenzen sind. Es betraf etwa 20 Taler; wieviel vom Hundert es ausmachte, weiß ich nicht. Der Schiffsmann kann im Rückweg das Geld wieder einfordern; wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte Vetter hier so lange warten müssen, bis ein Mitgeschickter wieder zurückgekommen wäre mit der Gewißheit, daß die Waren den Grenzübertritt gemacht hätten. Wir meinten auch die Pässe nicht visieren zu lassen; aber da sagte man uns, wenn dieses nicht geschehen sei, so werden wir bei der nächsten Zollstadt

wieder bis dahin zurückgewiesen. Vetter erstaunte über dieses wie auch über seine Geldhinterlage. Vor drei Jahren, sagte er, sei es noch nicht so gewesen.

Diese Stadt liegt in einer herrlichen Gegend. Wir durchstöberten noch in aller Eile ein paar Straßen, wirklich mit prächtigen Häusern. Jetzt kamen wir auf die Moselbrücke, wo alles wimmelte von Menschen, denn es war an einem Sonntage. Hier ist wirklich eine zauberschöne Aussicht in die so reizenden Umgebungen von Koblenz. Die hübschen, stattlichen Landhäuser auf den grünen Ebenen und an den gerundeten fernen Hügeln, drüberhin auf den Höhen die gigantischen Festungen und dann der anmutige Fluß, wie er so glatt und ruhig, aus dunkelgrünen Baumwaldungen schlüpfend, daherfließt und unter den hohen, kühnen Wölbungen der Brücke weggleitet und glänzend und brüderlich sich mit dem Rhein vereinigt — gewiß, es ist paradiesisch. Gerade an den schönsten Plätzen finden sich die meisten Umtriebe für Auswanderer, die einem jeden frohern und edlern Genuß vergällen.

Ein neues Quartier

Eines Abends machten wir eine Stunde unter Bann bei einem kleinen Dörfchen halt. Wie gewöhnlich gingen wir drei Personen in ein Wirtshaus, welches wir, von außen zu beurteilen, für das beste hielten, um Nachtherberge zu nehmen. Mehrere andere kamen noch mit uns, um ein Glas

Bier zu trinken. Unter anderm auch ein Apotheker, der bei den Württembergern war und ein wenig in seinem Benehmen mehr einen Schafs- als Apothekerkopf verrät, übrigens eine gute, ehrliche Haut ist. Als dieser seinen Becher ausgeschmunzelt hatte, fragte er nach der Zeche. Das Wirtsmädel antwortete: „Ein Fettmensch und ein Fux.“ Wir alle fingen an zu lachen. Er fragte noch einmal, und wieder die nämliche Antwort. „Was der Teufel, ich spasse nicht! Was bin ich denn schuldig? Ich lasse mich nicht narren!“ Aber es war nicht anders. „Ein Fettmensch und ein Fux, das ist doch sonderbar Geld,“ sagte er und hielt dem Mädel etwas Münze vor, sie solle sich diese Geschöpfe selber herausnehmen, er kenne sie nicht.

Hier wird doch gewiß die elendeste Sprache gesprochen, die ich je gehört habe. Deutsch, holländisch, flämisch, alles so verdorben und dann so hastig durcheinander, daß man kein Wort versteht, und wie oft die lächerlichsten Töne gehört werden.

Unser Nachtessen wird indessen auch fertig und aufgetragen, und wir lassen's uns recht wohl schmecken. Obschon sie uns und wir sie nicht verstehen konnten, so hatten sie doch so viel natürliches Wirtsgefühl, daß sie zur Befriedigung unserer Bedürfnisse die rechten Mittel ergriffen.

Die Sache war nun ganz gut. Jetzt gaben wir zu verstehen, daß wir schlafen möchten, und nahmen unsere Reisebündel so liederlich hängend an die Schulter, Hut und Stock

an die Hand, und machten uns bereit, durch mehrere Treppen ins Schlafzimmer zu steigen; denn das Haus war hoch. Aber, du lieber Gott! das Ding war ganz anders, diese Mühe wurde uns recht hübsch erspart. Man brachte einige Bündel Stroh, warf sie auf den Boden, sagte unverständlich gut Nacht und schloß die Türe zu. Da hatten wir unser neues Quartier.

Ich komme noch einmal auf den oben erwähnten Apotheker. Wenn man so gewisse einzelne Züge von einem Menschen erzählt, so kann man oft daraus deutlich ihren ganzen Charakter entnehmen. Diesen wunderlichen Kerl in seinem ganzen Lichte zu zeigen, habe ich nicht mehr notwendig zu sagen, als wie er mit seinem Geld umging. Ich sah ihn einmal, wie er über seine Geldkasse geriet. Er öffnete seinen Tornister und in demselben einen besondern Gehalt. Jetzt nahm er einen Seckel heraus und öffnete ihn. Darin war ein ordentliches Päckchen, in Papier mit einem Draht gut zugebunden. Die Schnur wurde losgemacht, und da mehrere Papiere entwickelt waren, siehe, da befanden sich so viele kleine Papierpäckchen, so viele Stücke Geld waren. Auf jedem stand geschrieben der Wert des Geldstückes. Im Sack trug er nie mehr als einige Kreuzer. Hatte er etwas zu bezahlen, mußte er allemal diesen gordischen Knoten entwirren. Ich fragte ihn, warum er das Geld so eingewickelt habe. Er antwortete mir, er könne das Klingeln und Rappeln desselben nicht hören. Ein Glück war es für diesen

Mann, daß er nicht viel Geld hatte, sonst hätte er die ganze Lebenszeit mit Aus- und Einpacken desselben müssen zu tun haben.

So allerlei, wie's kommt

Noch dämmerte kaum der Morgen, so wurde vom Schiff aus Alarm zum Aufbruche gemacht. Wir verließen ebenso ungern das Nachtlager, als wenn wir auf weichen Federbetten geschlafen hätten.

Der Tag glimmt heiter und golden von Osten auf, und lieblich tönend begann das Frühlingskonzert auf den Baumwipfeln. Das Boot plätscherte angenehm davon. Jetzt sehen wir zum erstenmal an den Ufern des Rheins Windmühlen ihre gigantischen Flügel schwingen. Es ist ein eigner Anblick für uns.

Um sieben Uhr treffen wir schon in Köln ein. Da wird unser Frühstück eingenommen. Während meine Frau bei einem Klavier verweilt, spazieren B. und ich die graue, altertümliche Stadt durch. Hier trifft man nicht mehr die 365 Kirchen an. Ach! wie doch so alles Alte dahinschwindet.

Ich glaube zu bemerken, daß hier der Charakter des Volkes eine rühmliche Ausnahme macht vor allen andern Rheinstädten.

Heute wird noch bis nach Düsseldorf gefahren. Dieses ist ein prächtiger Flecken. Alle Hügel und Berge sind verschwunden. Es sind die Niederlande, die sich flachen.

Aller Orte werden wir wegen den leidigen Zollämtern hingehalten. Die Bureaus öffnen sich des Morgens nie vor 9 Uhr, und abends 6 Uhr sind sie schon wieder geschlossen. Kommt man nicht zur schicklichen Zeit an, so muß man's sich gefallen lassen, zu warten, bis es den Herren gelegen ist, einen abzufertigen; sie verschwenden nicht so leicht etwas von ihrer Bequemlichkeit an Reisende. Es folgen schnell nacheinander: Koblenz, Köln, Düsseldorf, Orsay, Wesel, Emmerich, Lowitz, alles Zollstädte.

Wir haben schon hin und wieder holländische Bewirtung. Im Wasser abgekochte Erdäpfel samt der Montierung, gebraten Fleisch, Schmalz, Essig und Salz durcheinander geschmolzen, und Salat wird aufgetragen, da kocht man den Salat und Erdäpfel selbst, wie man will. Zum Nachtisch wird gesalzene Butter, Fettkäs, Pumpernickel und ungesalzen Weißbrot vorgesetzt. Man nimmt eine Schnitte Weißbrot, streicht Butter auf, dann eine Schnitte Käs und endlich eine Schnitte Pumpernickel übergelegt und so gegessen. Es ist wirklich recht schmackhaft.

Wie man schnell weiter kommt

So etwas ist zwar nicht von uns zu lernen, so wenig in der Zeit, da wir noch ganz allein unsern Wassergaul ritten, als jetzt, da wir mit den Württembergern fahren.

Kaum waren wir eines Abends in Emmerich angekom-

men, welches die letzte preußische Stadt und Zoll ist, siehe, da langte auch jene Landauer Familie an, welcher ich in Mainz Erwähnung tat. Sie seien erst am Pfingstdienstag nachmittags von dort abgefahren. Dieses befremdete mich nicht so sehr; denn ich konnte denken, sie wären bei den Zollstätten allemal zur günstigern Stunde angekommen als wir und hätten so weniger Zeit verloren. Des Morgens, als wir zu unserm Boot kamen, waren jene schon weg. Und als wir nach Lowitz, auf den ärgsten Platz, kamen, der allen Auswanderern sonst einen Aufenthalt für wenigstens ein paar Tage verursacht, da waren keine Landauer mehr. Es hieß, sie wären schon längst hier vorbei, und sie könnten schon in Arnheim sein. Dieses war's aber, was mich in Erstaunen setzte. Selbst Vetter konnte dieses Rätsel mir nicht lösen. Endlich und endlich habe ich in Erfahrung gebracht, ihr Paß weise nur nach Amsterdam und ihre Effekten seien als Kaufmannsgut angegeben und müßten natürlich auch als solches verzollt werden. Ein Schiffmann, der mit allem gut bekannt sei, wenn man ihm ein schönes Trinkgeld unterschiebe, könne vieles zustande bringen. Dieser Weg ist ganz richtig der schnellste, ist aber doch, wie es mir scheint, etwas gewagt und auf jeden Fall kostspielig.

Würde ich noch einmal auswandern und nichts mitnehmen, wie dieses Mal, so ließe ich mir einen Paß nach Amsterdam oder nach einer andern beliebigen Seestadt ausfertigen. Bin ich einmal dort, so kann ich mich dann hinwenden,

wo ich will. Wenn ich mit einem Schiffskapitän verakkordiere, so fragt er nach keinem andern Paß als nach der Bezahlung.

In meiner Heimat trug man Bedenken, als man mir einen deutschen Paß gab, ob derselbe nicht hätte sollen französisch geschrieben sein. Das setzte aber durchaus keine Schwierigkeiten ab. Es wäre auch nicht einmal notwendig gewesen, ihn weder beim preußischen noch niederländischen Gesandten in der Schweiz unterzeichnen zu lassen.

Gespannte Erwartung auf die Dinge, die da kommen sollen

Man wird im Leben so oft mit demjenigen, was begegnen soll, zu überspannten Vorstellungen hingeführt. Entweder wird das Übel, so uns treffen soll, mit zu schrecklichen Bildern entworfen, oder das Angenehme, welchem man entgegengeht, erhält das Gemälde einer übertriebenen Anzüglichkeit, das nur allein eine faselnde Idee zu beschauen vermag; und wenn man dann auf den Punkt kommt, wo die wahre Wirklichkeit zur Schau geführt wird, findet man weder das Schreckliche noch das Schöne so, wie es in unsern Vorstellungen aufgefaßt wurde.

So ging es gerade mit Lowitz. Es wurde uns von diesem Platz ein so häßliches Gemälde entworfen, daß wir es unmöglich über uns gewinnen konnten, gleichgültig und ruhig

darauf loszuschiffen. Und wir konnten es uns kaum denken, daß wir unter den Hunderten die einzigen sein sollten, die hier mit heiler Haut davonkämen.

Wir hörten so oft, wie hier diese und jene 14 Tage bis 3 Wochen hingehalten wurden, wo sie den größten Teil ihres Geldes verzehren mußten, und wie gegenwärtig keine Auswanderer von diesem Platze wegkämen, anders sie müßten für jede Person 300 fl. bar hinterlegen, bis sie eine Bescheinigung von einem authentischen Mann von Arnheim, Utrecht oder Amsterdam aufweisen können, der für sie gutstehe bis zu ihrer Einschiffung nach Amerika. Dieses gab mir ein wenig Bedenken. Ich hatte im Sinne, von Mainz aus nach Amsterdam zu schreiben um einen solchen Gutschein, den ich doch zu erhalten glaubte, damit unsere Verzögerung in Lowitz doch ein wenig abgekürzt würde. Aber jetzt, da ich mit Vetter bekannt wurde, dachte ich, auf alle seine Schritte und Tritte genau acht zu geben, um dann das zu tun, was er tat. Aber ich hatte auch dieses nicht einmal notwendig, denn er kam mir mit seinem Rat und seiner Hilfe zuvor. Er sagte, dieses wollen wir schon machen. Schon in Wesel nahm er alle unsere Pässe zusammen, schickte sie durch einen ihm tauglichen Bekannten, der sich mit derlei Sachen abgibt, schnell nach Arnheim, um einen Gutschein zurückzubringen, bis wir nach Lowitz kämen. Das Ding war nun recht gut, und mir war schon dadurch eine beträchtliche Last vom Herzen gewälzt. Ich wußte, daß Vetter sehr vor-

sichtig mit allem zu Werke ging, und da, dachte ich, wird's nicht so bös rauskommen. An Geld fehlte es mir gottlob auch nicht, wenn allfällig die vorgeschriebene Hinterlage gefordert werden sollte.

Am 24. Mai, an einem Samstag Nachmittag, kamen wir also auf diesem gefürchteten Platz in Lowitz an. Acht Uhr abends kommt der Paßmann mit dem Gutschein auch. Da es schon ziemlich spät ist, so fürchten wir, unsere Sache werde nicht mehr klar gemacht; da müssen wir dann über den Sonntag hier bleiben, denn an diesen Tagen werden keine solche Angelegenheiten abgetan. Doch die Zollbeamten berücksichtigten uns wirklich noch. Schleunig wird das Visitieren und Plombieren vorgenommen. Keine von den Kisten werden aber durchsucht. Da Vetter schon das dritte Mal hier und als ein ehrlicher, gerader Separatist bekannt ist, so wird seiner Angabe treulich geglaubt, und auch um seinetwillen nehmen sie mit dem Gutschein ohne die Geldhinterlage fürlieb. Der ehrliche Weg ist doch wirklich noch unter allen der beste und sicherste.

Am Morgen wurden wir noch vorgefordert, da zeigte man uns noch ein Verzeichnis unserer Pässe vor, wo von jedem 5 fl. 12 Stüber bezahlt werden mußten. Ich allein hatte die Ehre, 8 fl. zu geben, warum wußte ich nicht! Vielleicht wegen dem doppelten Personal; und doch war nicht mehr als ein Paß und derselbe gewiß nicht schwerer als andere, aber ich denke erst jetzt daran! Vielleicht war

er schwieriger zu lesen als die andern. Genug, ich war sehr wohl zufrieden damit, es hätte alles viel böser gehen können.

Lowitz liegt übrigens in einer recht lieblichen Gegend. Aber die meisten, die hier so hart mitgenommen werden, achten so etwas schwerlich. Der Gedanke an die vielen quälenden Umtriebe macht auch das Schönste verleiden, was einen umgibt. Der Ort, mit einigen recht niedlichen Wohnungen und schönen Gärtchen, liegt etwas erhöht in dieser sonst so flachen Gegend, und man hat eine recht schöne Aussicht in die tiefer liegenden Ebenen jenseits des Rheins, wo man die Türme von Stadt und Dorf sich erheben sieht.

Meine Frau und ich denken, wenn wir nur auch selbst haushalten könnten wie die andern auf dem Schiffe. Gar freundschaftlich wird uns von unsern Reisegefährten Schift und Geschirr zum Kochen angetragen. Wir nahmen dieses mit vielem Dank an und richteten uns dazu ein. Es ist doch wahrlich kostspielig, so lange in Wirtshäusern zu zehren, und wenn man auch einfach leben will.

Nahe unter Lowitz teilt sich der Rhein. Ein Teil führt nach Dortrecht und der andere nach Rotterdam. Hier ist ein Schiff festgemacht auf dem Strom, wo Kanonen aufgepflanzt sind. Da muß man noch das Manifest vorweisen, daß man in Lowitz alle Angelegenheiten abgetan habe. Wer ohne dies vorbeifahren wollte, dem wird eine Kanone nachgeknallt, und er wird der Strafe nicht entgehen. Hat man den

Zettel vorgewiesen und er wird für gültig angesehen, so wird in ein Horn geblasen, bis man das Schiff stromabwärts aus dem Auge verliert.

Die fliegende Brücke

Es war schon spät im Nachmittag; die Sonne blickte trüb durch Regenwolken und war nahe am Untersinken, als wir in Arnheim ankamen. Die Stadt ist recht schön, und Glockenspiele klingeln lieblich auf den Türmen. Wir hatten hier noch eine unbedeutende Kleinigkeit wegen unsern Pässen zu bezahlen, und dann fuhren wir weiter. Unsere Geduld war nun zu Ende, und wir wären gern jeden Augenblick in Amsterdam gewesen. Die halbe Nacht ward ununterbrochen fortgerudert, obschon es stockdunkel und zuweilen regnerisch war. Die Mitternacht enthüllte durch zerrissene Wolken die Sternenwelt, und in diesem Augenblicke rief der Schiffmann: Halt! Wir sind einer fliegenden Brücke nahe. Der Kahn mußte ein Stück zurückgezogen werden, bis wir ihn schicklich festbinden konnten am Ufer. Wir sind aber eigentlich schon bei mancher solchen Brücke vorbeigekommen, das war uns nichts Neues; aber wenn wir noch eine Weile fortgefahren wären und unser Boot das Bretterdach an der Kette dieser Brücke abgestreift hätte, das wäre uns neu gewesen.

Eine fliegende Brücke ist eigentlich ein Fahrzeug, welches ohne alle Handarbeit, ganz von selbst, den Strom hin und

her fährt. Mitten im Strom ist ein Kahn mittels einer Kette in den Grund befestigt. Eine Kette von der untern Spitze des nämlichen Kahns verbindet einen andern, etwa 20 bis 30 Fuß entfernt, und so reihen sich stromabwärts 6 bis 8 solcher Kähne aneinander, und am Ende ist die Brücke auf zwei langen Kähnen angehängt. Hat die Brücke eine Ladung von Menschen oder Waren, die übergeschafft werden sollen, so wird sie am Bord losgelassen, angestoßen, und da geht sie, ohne alle Anwendung anderer Mittel, wie ein Pendel hin und her, so oft es nötig ist.

Die Kanalfahrt

Adieu Vater Rhein! Du hast uns so oft auf deinem Rücken geschaukelt, hast uns so manches Sehenswürdige gezeigt, hast uns nie verlassen, bist uns mit Hilfe nah gewesen bei Tag und bei Nacht, hast uns so wohl und so behaglich von unserer Heimat an durch fremde Lande geführt bis hieher! Dank dir, vaterländischer Begleiter, für deine Freundschaft und für all deine uns geleisteten Dienste! Wir sehen dich nicht wieder. Fließe immer so rein und klar und freundlich durch deine Lande! Möge deine Klarheit nie getrübt werden durch kriegerisch vergossenes Menschenblut! Möge nie die Träne des Jammers und des Elends dein silbernes Wasser beträufeln, nie ein Unglücklicher sein Grab in deinen Fluten suchen, sagten wir, als wir an die sogenannte Fahrt kamen

und diesen ältesten Freund, der uns am weitesten begleitete, endlich doch auch verlassen mußten. Die Tore einer Schleuse öffneten sich, ein Gaul wurde angespannt — dahin flog unser Boot, und wir sahen ihn nicht mehr.

Schade, daß wir diese Gegend bis Utrecht nicht mit Muße durchwandeln und betrachten konnten. Es ist so zauberisch schön!

Wie die reizendsten Idealbilder vor einer lebhaften Phantasie hingaukeln, wurden die schönsten Landsitze einer nach dem andern an unsern fliegenden Blicken vorübergeführt. Die Häuser, mit dem geschmackvollsten Farbenanstrich und mit griechischen Vorhallen geziert, liegen malerisch in schattigen Baumgruppen versteckt, die schönsten Gärten mit so niedlichen Lusthäusern nebenan. Alles verkündet noch jetzt den ehemaligen holländischen Reichtum und Wohlstand, der in den schönsten Geschmack ländlichen Genusses überging. Eine so feierliche, gemütliche Stille und eine so friedliche Ruhe liegt in diesen herrlichen Anlagen.

Eine Zugbrücke nach der andern öffnet sich vor den hin- und herfliegenden Boots- und Treekfuiten, und ebenso oft langen Hände hervor, um den Vorüberfahrenden Geld abzufordern. Utrecht ist eine prächtige Stadt. Hier währt es lange, bis man durch alle Schleusen und Zugbrücken hindurch ist, und so muß auch immer Geld herausgelangt werden. Alles dieses geht über den armen, ehrlichen Schiffmann los. Er muß alle Nebenausgaben an Zöllen, an Brücken-

und Schleusengeldern entrichten. Die Passagiere gehen dabei frei aus. Wahrlich, der gute Mann hat wenig zum Besten, wenn man noch annimmt, sein Boot kann er nicht wieder zurücknehmen; er muß es in Amsterdam für jeden Preis verkaufen.

Eine kleine Prellerei

In Utrecht wird ein anderer Jager akkordiert, der uns nach Amsterdam bringen soll für 6 fl. Jager heißen die Fuhrmänner, welche jedes Wasserfahrzeug auf den Kanälen mit Gäulen von einer Station zur andern bringen. Auf dem halben Wege nach Amsterdam wird in einem Dorfe halt gemacht. Der Jager will seine 6 fl. haben. Sobald wir in Amsterdam sind, sollst du sie haben, sagte unser Schiffmann. Nicht so der andere: der Akkord geht nur bis hieher. Jetzt gehen sie miteinander zu einem Kommissär. Dieser sagt, die Utrechter hätten nicht weiter das Recht zu fahren als bis hieher, und dafür dürfen sie laut Gesetz nicht mehr als 2 fl. nehmen; er sei also für 4 fl. geprellt. Weil aber der Akkord schriftlich und der Jager nur ein Knecht von dem sei, mit dem er den Akkord gemacht (dieser war nämlich in holländischer Sprache geschrieben und ging wirklich nicht weiter als bis daher), so solle er ihm die 6 fl. ausbezahlen; dann wolle er ihm eine Schrift geben, die der Jager unterschreiben müsse, und er versichere ihn, die 4 fl. müssen ihm im Rückwege wieder zurückbezahlt werden, oder es hafte

tüchtige Strafe darauf. Mich wundert recht, wie es gegangen sei. Ich fürchte aber, der gute Mann wird wohl nichts mehr bekommen haben. Fremd ist halt fremd. In der Welt draußen ist man doch allerorten Betrügereien und Bübereien bloßgestellt. Der Mensch muß Welterfahrung und kluge Vorsicht doch ein wenig teuer bezahlen, und hat er dann ein gut Teil eingekauft und will seine wohlbehagliche Anwendung davon machen, he! da steht er schon am Ziele seiner Lebensreise, wo er sich kaum mehr recht umsehen kann, und was hat er dann davon?

Ankunft in Amsterdam, und was sich daselbst zugetragen

Ein Gaul jagt aufs neue mit uns davon. Lustig geht's nach der weltberühmten Stadt. Ihre Türme ragen schon in weiter Ferne aus der Bläue hervor. Wir nahen mit sehnsuchtsvoller Erwartung.

Der 27. Mai ist der Tag unserer Ankunft in Amsterdam und das Ende europäischer Landreise. Auf der Amstel vor der Wisopperport landen wir, wo wir einem neuen Abschnitte unserer Reise entgegenharren. Es ist nachmittags 2 Uhr. Wir steigen ans Land und gehen gemächlich und wohlgemut durch die Tore der Stadt, welche unser aller Bewunderung und Erstaunen auf sich zieht. Groß ist sie, erstaunlich groß, überall mit Kanälen durchschnitten, wo

man die ganze Stadt zu Wasser oder zu Land kreuz und quer durchreisen kann. Den Kanälen nach sind fast alle Straßen mit Baumalleen beschattet und geschmückt. Dies ist ein Vorzug, denke ich, den diese Stadt vor vielen andern hat. Die schönsten Straßen sind prächtig und regelmäßig in Gebäuden. Je zu zwei Gassen, die in die Hauptgassen auslaufen, steigen die Häuser an jeder derselben gleich hoch, stufenweise auf bis in die Mitte, und dieses mittelste Gebäude hat eine ungeheure Höhe. Alles ist von Backsteinen gebaut. Alle Stunden klingen die Glockenspiele von den vielen Türmen herab. Jedes spielt ein besonderes Stück. Alle Töne laufen rein durcheinander, und jeder ist zu unterscheiden. Diese Musik hatte für uns etwas recht Liebliches und Anziehendes. Eine Stadt zu sehen von etwa 230,000 Einwohnern, ist wahrlich nichts Kleines für einen Schweizer, der noch nirgends hinter den großen Bergfirsten hervorgekommen ist. Interessanter wäre der Anblick freilich noch, wenn ein rechter Bergkoloß neben einer solchen Stadt bis in die Wolken hinaufsteigen würde, von wo herab man die Gebäudewelt an den Seeufern mit einem Blick überschauen könnte.

Auf Juden stößt man mit jedem Schritt. Es sollen nicht weniger als 30,000 in der Stadt sein. Au weih! au weih! Da wird etwas gehandelt und geschachert. Wenn man nur die israelitischen Schuh- und Stiefelwichser in Anschlag nimmt, so glaubt man schon, daß diese allein jene Anzahl

ausmachen. Es ist recht ärgerlich, oft auch lächerlich, wie diese Kerls einen plagen. Immer ist eine ganze Schar dieser Handwerksgenossen um dich, die dir immer in die Ohren schreien: Stiefel wixen, Schuh wixen! Wo du dich stellst, geschwind setzen ein halb Dutzend ihre Kästchen vor dir hin und reißen dir an den Beinen, indem jeder der erste sein will, und da probiert wohl oft einer die Haltbarkeit seiner Bürste an eines andern Kopf. In der Tat, du bist oft in Gefahr, nicht bloß deine Schuhe von den Füßen, sondern sogar deine Beine vom Leib weggerissen zu sehen.

B. ist unser Wegweiser, sonst würden wir uns verlieren, daß wir keinen Ausgang mehr finden könnten. Er geht mit uns nach der Schiffländе. Hier mündet die Amstel in die Zuidersee. Weit umher ist alles gedrängt voll kleiner und großer Schiffe — eine unzählbare Menge! Große Dreimaster sehen wir nur ein paar. Diese kommen selten nach Amsterdam. Sie ankern im Helder oder Texel; da werden die Kaufmannsgüter auf kleinern Fahrzeugen nach der Stadt oder von da dorthin gebracht.

Es will Abend werden, und da kehren wir nach unserm Reiseboot zurück. Dieses darf nicht verkauft werden, bis wir ein großes Schiff beziehen können. Die Separatisten verschaffen uns Gelegenheit, unser gänzliches Quartier bei ihnen haben zu können. So etwas ist ein großer Vorteil für Auswanderer, besonders wenn sie lange in Amsterdam auf Schiffsgelegenheit warten müssen.

Als wir nach dem Boot kommen, ist die Straße an demselben ein völliges Volksgewimmel. Holländische Schiffsmäkler drängen sich hinzu; denn schon war es bekannt, daß wir Auswanderer wären. Sehr glatt und schmeichelnd wollen sie uns diese und jene gute Gelegenheit verschaffen, nach Amerika zu kommen; weite und breite Listen wurden vorgewiesen, wie viele Menschen sie schon hinübergeschafft hätten, ob in die Ewigkeit oder nach Amerika, das weiß ich nicht. Andere sagten uns, sie hätten schon fast volle Ladung von Passagieren, just so viel, wie wir wären, könnten sie noch nehmen. Sie erwarten, daß die schon Aufgedungenen alle Tage hier ankommen, von Hessen, Preußen, Hannover usw. Vetter lachte nur über ihre Schwatzereien und ließ sie hübsch von dannen ziehen. Solchen Leuten muß man nicht trauen, sagte er, es sind gemeiniglich Erzbetrüger. Aber wahrlich, diese Schurken können sich so anstellen, daß es kein Wunder ist, wenn oft Leute, die nichts wissen und erfahren haben, von ihnen schändlich betrogen und angeführt werden. Und ganze Schwärme zerlumpten Judengesindels schlingeln hier herum wie die Plagen Pharaos und wollen handeln oder gar — stehlen. Man hat sich auch vor solchen in acht zu nehmen.

Vetter sagt, wenn sich in zwei bis drei Tagen keine Aussicht zeige, weiterzukommen, so gehe er nach Antwerpen, um dort eine Gelegenheit für seine Leute aufzusuchen. Und wir waren entschlossen, alles mitzumachen, was dieser beginnen würde.

Ein lieblicher Morgen geht auf. Herrlich glänzt die Sonne hernieder auf die blitzenden Türme Amsterdams, und geschäftig schwingen die vielen Windmühlen um die Stadt her ihre Fittige in den goldenen Strahlen der Sonne. Dieser Tag begrüßt uns so freundlich, als wollte er uns gleichsam die angenehme Hoffnung in die Seele fächeln, daß wir bald eine günstige Gelegenheit finden würden zur glücklichsten Seefahrt.

Heute suchte ich Herrn von M. auf und fand an ihm und seiner Familie Leute, welche den edlen Charakter biederer Schweizer verdienen. Dieser gute, freundschaftliche Mann interessierte sich sehr angelegentlich für uns. Auf der Stelle erkundigte er sich nach Schiffsgelegenheit, und sein rastloses Bemühen war nicht ohne Erfolg. Er habe Kapitän Kurz, einen ihm wohlbekannten, ehrlichen amerikanischen Seefahrer, aufgefunden; dieser nehme etwa in Zeit von vierzehn Tagen Ladung und sei willens, uns mitzunehmen. Wenn wir auch drei bis vier Wochen warten müßten, so sollten wir diese Gelegenheit abwarten, sagte er. Er wolle uns auch bis dann für ein wohlfeiles Logis sorgen. Ich war ihm herzlich dankbar für seine mehr als freundschaftliche Teilnahme und machte ihn mit unserer Reisegesellschaft bekannt und wie gut und wohlfeil wir dort leben könnten und wie wir mit niemand anderm gedächten über See zu gehen als mit ihnen, weil wir schon genau mit ihnen bekannt wären und einen erfahrnen und redlichen Anführer

an Vettern hätten. Herr von M. war so besorgt für uns, daß er diesen Mann selbst sehen und sprechen wollte, damit er ja versichert sein könnte, daß wir es mit keinem Betrüger zu tun hätten. Und er fand an ihm den redlichen Vetter wie ich. Es hat keine Gefahr mit diesem Mann, sagte er. Wir besuchten diese guten Leute täglich, solange wir hier waren. Es ist doch etwas unaussprechlich Liebliches, in einem ganz fremden Lande solche Menschen anzutreffen.

Ich erkundigte mich auch nach dem Kistchen, welches ich in meiner Heimat vorausgeschickt und an diesen Mann adressiert hatte, aber er wußte noch nichts davon. Was wollten wir machen? Darauf warten konnten und wollten wir nicht, wenn früher zur Seereise Gelegenheit sich zeigen würde. Ich überließ es in diesem Falle Herrn von M., es mir nachzusenden.

Jetzt sagte ich dem Vetter von Kapitän Kurz. „Ich weiß auch schon davon," erwiderte er. „Ich kenne ihn selbst als einen rechtlichen Mann; aber wir werden zu lange hingehalten, wenn wir auf sein Schiff gehen wollen. Gewöhnlich geht es länger hin mit der Abfahrt, als die Kapitäne vorgeben. Vor einem Monat kommt dieser gewiß nicht weg."

Wir meinten, weil wir außer der Stadt unsern Aufenthalt hatten, so müßten wir unsere Pässe nicht abgeben. Aber ein Polizeibeamter kommt an unser Boot und sagt uns ernstlich an, wenn wir Unannehmlichkeiten ausweichen wol-

len, so sollen wir dieselben schleunig aufs Bureau bringen. Wir taten's. Diese Herren wollten doch auch noch einige Gulden von uns haben.

Vetter kommt mit der Nachricht aus der Stadt zurück, er habe eine andere Schiffsgelegenheit gefunden. Eins der ersten Handelshäuser in Amsterdam, namens Karthaus, habe eine Ladung Waren durch einen amerikanischen Kapitän Browe erhalten, und dieses Schiff gehe nächster Tage ganz leer nach Baltimore zurück. Es sei das nämliche, auf welchem er vor drei Jahren übergefahren. Massasoit heiße es, ein großer Dreimaster. Der Kapitän erlaube es, uns selbst zu beköstigen, wobei wir uns aber nicht weniger als auf hundert Tage mit Lebensmitteln versehen müßten. Für die Fracht fordere er 100 fl. die Person und verspreche genug Feuer und Wasser. Das war uns eine angenehme Nachricht.

Ich vergaß noch zu melden, daß wir die Landauer Familie auf dem nämlichen Platz, wo wir gelandet, angetroffen haben. Vetter, der Landauer und ich gingen miteinander auf die Börse, ein Platz, wo täglich alle Kaufleute und Schiffkapitäne und wer sonst will zusammenkommen, und akkordierten uns dort zu Schiffe, wobei wir die Fracht noch auf 95 fl. herunterbrachten. Wir mußten aber die ganze Fracht hier im Karthaus bezahlen. Vetter meint, es habe damit keine Gefahr, weil er schon längst mit diesem Handelshaus bekannt sei. Es heißt auch überdies, daß uns die Pässe nicht eher herausgegeben würden, bis wir den Schein der Fracht-

bezahlung vorweisen könnten. Das heißt aber doch vorsichtig gehandelt. Das hatte aber nichts zu sagen, wenn schon dieser Strick an unsere Kehle gelegt war. Wir hatten das Mittel in Händen, uns vor dem Zuschnüren zu verwahren.

Unsere Fracht wird bezahlt, und wir erhalten die Akkordscheine. Jetzt geht's ans Einkaufen. Wir schafften allererst ein Bett und das Nötigste von Kleidungsstücken an. Dann kauften wir an Lebensmitteln ein: Zwieback, Fleisch, Butter, Weißmehl, Reis, Gerste, Erbsen, Käs, dürre Zwetschgen, Kaffee, Zucker, Tee, Feigen, Zitronen, mancherlei Gewürz, Branntwein, Wein, diesen erhielten wir von den Separatisten. Man tut wohl, wenn man wie diese denselben von den Rheingegenden hinunter mitnimmt. Hier bekommt man keinen rechten Mittelwein. Und die französischen, spanischen und Inselweine sind zu teuer. Man muß alles recht wohl überdenken, daß man ja nichts vergißt. Ist man einmal auf dem Meer, so kann man nicht mehr in Städte und Dörfer gehen, das Nötige einzukaufen.

Wie oft mußten wir die Stadt kreuz und quer durchstöbern, bis wir alles beisammen auf dem gehörigen Platz hatten. Währenddem verloren wir uns oft in Gassen, wo nichts als liederliche Häuser waren. Überall standen die H... wollüstig aufgeputzt vor den Türen und riefen einem zu: Landsmann, komm herein! oder zupfen einen sogar beim Ärmel. Wenn man so gewisse Teile der Stadt antrifft,

möchte man bald meinen, es wäre kein ehrliches Haus da zu finden. Ich wurde sehr ärgerlich über solche Auftritte, und ich hätte wie ein Husar mit offenem Säbel rechts und links dreinhauen mögen. Junge, unerfahrene Leute haben Ursache, an solchen Orten sich in acht zu nehmen. Es ist kein Wunder, wenn solche oft aus der Fremde an Leib und Seele verdorben wieder in ihre Heimat zurückkehren.

Die Seereise

Fahrt nach dem Helder

Am 4. Juni nahmen wir Abschied von unserm lieben M., nachdem sie uns noch ein paar Bücher, Gallerttafeln und eine Bouteille kostbaren Getränkes zum Andenken mitgaben. Es tat uns recht weh, von diesen guten Leuten uns zu trennen. Unsern B. sahen wir nicht mehr. Ich weiß fast nicht, was ich denken soll von seinem Aufenthalt in Amsterdam. So oft ich ihn besuchte in seinem Logis, kam er mir vor, als wenn er eben von einer weiten Reise zurückgekommen wäre, die ihn sehr ermüdet und abgespannt hätte. Ich will nicht hoffen, daß er sich etwa zu tief in die finstern Gassen möchte verloren haben. Er würde mich sehr dauern. An ihm hatten wir einen trefflichen Reisegefährten, dem wir alles anvertrauen durften und der auch alles besorgte,

was zu besorgen war; denn er wußte in allem Bescheid, so daß wir uns um gar nichts zu bekümmern hatten.

Jetzt werden unsere Sachen auf einen Leichter geladen, und um 7 Uhr abends verließen wir Amsterdam. Wir richteten unsere Blicke noch oft auf diese prächtige Stadt und sahen, wie die letzten Sonnenstrahlen an ihren Turmspitzen verglommen und wie sie zuletzt aus unsern Gesichtskreise verschwand. Es war eine herrliche Mondnacht. Der Wind jagte die flüchtigen Wolken über unserem Scheitel weg und verursachte starke Schiffsbewegung. Wir sahen erstaunt in das erste Wogen des Meeres hinaus und wie die Wellen im silbernen Scheine des Mondes an unserm Schiff sich brachen. Unsere Aufmerksamkeit wurde aber auf etwas anderes gerichtet. Schon stellte sich die Seekrankheit ein, besonders unter den Weibsleuten. Sie konnten diese Art Sänften nicht wohl ertragen. Sie fingen an sich zu erbrechen, daß man vor ihrem Lärm die Wellen des Meeres nicht mehr rauschen hörte. Sie stellten sich gar possierlich dazu an, weil es ihnen eben auch neu war. Ich machte mich aufs Verdeck und blieb verschont.

Den folgenden Nachmittag kamen wir bei unserm großen Schiff im Helder an. Es liegt am Ufer. Ha, das war ein Palast! Wir machen alle große Augen und freuen uns sehr, ein solches Gebäude beziehen zu können. Viele Schiffe liegen vor Anker und harren des günstigen Windes zur Abfahrt oder der Waren, mit denen sie beladen werden sollen. Nun

werden unsere Sachen übergeschafft, und wir selbst begaben uns in das Schiff. Die Matrosen arbeiteten an Segel- und Tauwerken, und der Schiffszimmermann macht unsere Bettstellen zurecht. Sie kommen zu zweien obeinander, nahe an der Kapitänskajüte, wo in jeder drei bis vier Personen ganz bequem liegen können. Von den Matrosen reden einige deutsch, und dieses ist uns sehr lieb. Auch der Kapitän spricht so gut deutsch wie englisch. Der Koch ist ein Schwarzer, wie es auf den meisten Schiffen der Fall ist. Jetzt fangen unsere eigenen Kochereien an. Wir haben uns in Sektionen geteilt, damit es weniger Unbequemlichkeit verursache im Kochen. Zu uns gesellte sich ein lediger Württemberger, seiner Profession ein Küfer. Hier kauften wir noch einen Sack voll Erdäpfel. Diese sind eine herrliche Sache auf dem Schiff.

Wir harren jetzt ganz geruhig auf die Abfahrt. Die Zeit wird uns dabei gar nicht lange. Wir spazieren oft auf diesem Eilande an den Ufern des Meeres. Obschon hier weder Busch noch Baum grünet, sondern nur einzig spärliches Gras aus dem Sande hervorsproßt, so hat diese Gegend dennoch einen gewissen Reiz für mich. Die vielen Schiffe, welche immer zu- und abfahren, beleben sehr diesen Ort. Die Ufer sind an einigen Stellen etwas felsig; das Gras, welches daraus so spitzig hervortreibt, erinnert an Alpgelände. Oft habe ich mich beim warmen Sonnenschein ins eingebildete Berggrün gelagert und ins kräuselnde Meer hinausgesehen, und mir war innig wohl dabei.

Unser Kapitän kommt von Amsterdam und sagt uns, daß er mit dem ersten günstigen Wind abzufahren gedenke, und soeben erhalte ich von dorther einen Brief von Herrn von M., welcher mir meldet, daß er eine Anzeige von unserm Kistchen erhalten habe. Wir würden uns sehr freuen, wenn wir es noch erhalten könnten, weil es unsere Bücher innehat.

In diesen Tagen kommen noch Passagiere auf unser Schiff: ein Männchen und ein Fräulein mit einem Knaben, ein Vogelhändler mit etwa hundert lebendigen Singvögeln aller Art und ein holländisches Frauenzimmer. Jetzt macht unsere ganze Passagierschaft 25 Frachten aus.

Die Fahrt durch den Kanal

Nachdem das Wasser eingenommen und alles auf dem Schiffe eingerichtet war, so traf zu guter Zeit und Stunde auch der günstige Wind ein. Eine dunkle, regnerische Nacht bewirkte denselben.

Nun wurden die Anker gelichtet, und unser Schiff trat die große Seereise an, am Morgen des 10. Juni. Hier muß man schlechterdings den rechten Wind abwarten, ehe man den Kanal passieren kann. Schon mußten Passagiere vier bis sechs Wochen des günstigen Windes hier harren. Und wir selbst waren immer noch ein wenig in Sorgen, ob wir nicht noch im Kanal tüchtig herumgepeitscht würden. Doch

wenigstens ging's jetzt gut vonstatten. Gegen Nachmittag wird der Wind stärker, und um 7 Uhr abends haben wir schon alles Land aus dem Gesichte verloren, und Himmel und Wasser allein umgibt uns. Da das Schiff sehr leicht ist, macht es die ganze Nacht hindurch ziemlich Bewegung und wieder allgemeine Revolution der Seekrankheit. Meine Frau ist eine der ersten, welche damit zu schaffen hat. Diesen Morgen wollte fast niemand das Bett verlassen, und ich mußte mir meinen schwarzen Kaffee selbst kochen und ihn eben auch allein trinken. Mein Weibchen liegt fast den ganzen Tag im Bett, hat aber kein Erbrechen, nur Neigung dazu und Schwindel, wenn sie aufstehen will. Ich nötigte sie dennoch, aufs Verdeck zu gehen, um dort der frischen Luft zu genießen, welches ihr auch sehr wohltätig war. Der Genuß der frischen Luft auf dem Verdeck ist das beste Mittel für die Seekrankheit. Man sollte die Leute hinaufschleppen, wenn sie nicht Kraft genug haben, selbst zu gehen.

Am 12. morgens sehr frühe stehe ich auf. Wie hat sich da der Schauplatz wundersam verändert. Links zeigen sich die hohen Küsten von Frankreich und rechts die von England. So nahe uns die zwei bedeutenden Länder, welche schon so großes Aufsehen in der Welt gemacht haben. Aber wie im Gang des Schicksals entsinkt Frankreich früher als England. Bis gegen neun Uhr schon verloren wir jede Spur von der französischen Küste. England hingegen kommt immer näher. Das schneeweiße Kreidengebirg schimmert

blendend zu uns über. Deutlich können wir Häuser, Wiesen und Felder erkennen und unterscheiden an den über den weißen Ufern sanft ansteigenden Hügeln. Alles wimmelt in diesen Gewässern von kleinen und großen Fahrzeugen. Eine holländische Kriegsfregatte, etwa 40 Kanonen stark, segelt stolz und prächtig an uns vorüber. Sie soll nach Gibraltar gehen. Die herrlichste Witterung stimmt heute alles froh und heiter. Mit einem frischen Nordost ziehen wir fliegend an diesen freundlichen Küsten weg. Bald Hügel, die sich grün mit goldblühenden Repsfeldern ins Meer niedersenken, bald hohe, senkrechte weiße Kahlfelsen, bald hohe Leuchttürme und Wohnungen, ins Wiesengrün hingestreut, sind die schönen Prospekte, die sich uns darbieten. Schade, daß man weder Busch noch Baum noch Wald erblickt. Mit einmal tritt völlige Windstille ein. Sonderbar, die Schiffe, welche wir neben uns erblicken, haben unausgesetzt guten Wind, und bei uns stellt er sich erst nach etwa einer Stunde wieder ein.

Nach zwei Tagen hatten wir alles Land aus dem Gesichte verloren. Keine Spur von Europa zeigt sich mehr. Gut war es für uns, daß die Reue unsers getanen Schrittes nicht in unsern Herzen aufwachte, sonst wären wir in einer traurigen Lage gewesen. Die Seefahrt würde uns zur Hölle geworden sein. Aber nein, wir waren mutvoll und entschlossen und auf alles gefaßt, was uns auch begegnen möchte.

Der Vorhang ist nun gefallen hinter uns, der so manches liebliche Bild verschließt, das auf der Bühne Europas an unsern Blicken vorübergeführt wurde. Alles Liebe und Angenehme tragen wir aber in unsern Herzen mit hinüber in eine andere Welt, und was uns einst widrige Empfindungen verursachte, lassen wir gerne zurück und suchen es aus unserm Gemüte zu verdrängen. Der Schauplatz unserer Umgebungen ist in eine szenenlose Leere, in eine reinausgekehrte Bühne umgewandelt, und jeder Gegenstand hat sich hinter den duftigen Kreis des Horizonts zurückgezogen. Vorwärts richten wir unsere Blicke und harren geduldig, bis ein neuer Vorhang im Westen sich aufrollt, der uns wieder andere Gegenstände zeigen wird, die wir dann mit genauer Aufmerksamkeit mit denjenigen, welche uns einst im Osten umgaukelten, vergleichen wollen und alles Gute und Schöne in unser Gemüt aufnehmen und so die Reize der Wirklichkeit und die Wonne von Erinnerungen durcheinandermengen, daß uns nichts anderes mehr übrigbleiben wird im Leben, als alles dasjenige gut zu ordnen und rein zu erhalten.

Nun werden die Kompässe eingehängt, die Quadranten kommen zum Vorschein, das Logen nimmt seinen Anfang, das Senkblei wird noch ein paar Tage ausgeworfen. Wir müssen immer noch den englischen Küsten nahe sein.

In weiter Ferne sehen wir ein Schiff. Unser Kapitän betrachtet es durch sein Fernrohr und sagt, es wäre eine eng-

lische Fregatte. Geschwind ließ er die amerikanische Flagge aufziehen. Ich wunderte mich darüber, bei so weiter Entfernung. Jene aber, zu stolz, erwiderte diesen freundschaftlichen Seegruß nicht durch ihre Flagge.

Das Seewasser hat sich nun mit einmal ganz geändert. Vorher war es immer hellgrün, jetzt aber ist es ganz schwarzblau. Es scheint, wir seien in die offene See eingetreten. Kein Grund wird mehr gefunden.

Beschreibung unseres Schiffes

Unser Schiff ist wirklich groß, aber ziemlich alt und ungekupfert. Es könnte 380 Tonnen Ladung nehmen. Jetzt aber ist es ganz leer und hat nichts als Ballast. Drei große Masten steigen himmelan, Hinter-, Mittler- und Vordermast. Vornaus ragt noch ein vierter, der Bugspriet. An allen diesen Masten fliegen 20 bis 24 Segel, wenn der Wind günstig ist. An beiden Seiten des Schiffes sind die Taue und Strickleitern befestigt, welche zu den Masten auflaufen und dieselben festbinden. Da ist wie eine Altane oder der Mastkorb. Von da aus gehen wieder Strickleitern in einen zweiten Mastkorb und noch weiter hinauf. Der große Mittelmast hat drei Aufsätze, wo vier Segel, eines kleiner als das andere, sich schwellen. Diese hangen an großen, dicken Querstangen, welche mittels Seilen können gedreht und auf und unter gelassen werden. Auf diesen Stangen und in

hundert ausgespannten Seilen klettern die Matrosen in Sturm, Wetter und in dunkler Nacht herum wie die Spinne in ihrem Gewebe. Der Vordermast hat zwei Aufsätze und drei Segel, der Hintermast drei und ein Nebensegel. Vorn am Bugspriet lispeln auch drei Segel. Ist der Wind recht günstig, so werden nach allen Orten Nebensegel ausgespannt. Es ist ein prächtiges Schauspiel, wenn so ein Schiff mit vollen Segeln stolz einherfährt. Über das ganze Schiff ist ein Boden, das Verdeck, mit einem Geländer, damit man nicht so leicht hinauspurzelt. Hinten unter dem Verdeck ist die Kapitänskajüte, mit Fenstern und prächtig ausmöbliert, mit kleinen Nebenzimmerchen für honette Passagiere. Vorn ist die Matrosenkajüte und zwischen innen der Raum für Passagiere oder Kaufmannswaren. Dann ist noch der untere Schiffsraum, ein dumpfes, finsteres Gewölbe für die Wasserfässer und andere Waren. Mitten auf dem Verdeck steht die Küche an Ketten und Banden, und vorn an derselben liegt das große Boot, hinten am Schiff hängt ein kleines angebunden. In solchen Booten fährt man gewöhnlich spazieren, wenn allfällig das große Schiff im Sturm an einem Felsen zertrümmert oder auf einer Untiefe strandet. Wollte mir aber eine solche Spazierfahrt verbeten. Hinten auf dem Verdeck ist ein kleines, niedliches Häuschen, das für Notleidende bequem zum Sitzen eingerichtet ist und jedem in drückenden und beschwerlichen Angelegenheiten Erleichterung verschafft. Vorn daran ist der

Griff des Steuerruders, wo das Auge des Steuernden gerade vor sich einen Kasten hat, in dem die Kompässe eingehängt sind und bei der Nacht durch eine Lampe beleuchtet werden. Vorn auf dem Verdeck ist die Ankerwinde angebracht, worauf an einem kleinen Joch ein Glöcklein, ungefähr so groß wie in einer Kapelle, hängt, das zu gewissen Zeiten des Tages geläutet wird. Eine Treppe führt vom Verdeck in die Kapitänskajüte und eine andere in den Mittelraum hinab. Zu beiden Seiten des Kastens, der die Kompässe enthält und unter welchem der Treppengang in die Kajüte einläuft, sind bequeme Bänke zum Sitzen und unter denselben Hühnerställe, niedlich geziert, angebracht. Neben dem Mittelmast gehen zwei Wasserpumpen in den untersten Schiffsraum hinab, die den Matrosen mühsame Arbeit verursachen, wenn das Schiff leck ist und viel Wasser einläßt. Vorn an der Spitze des Schiffes unter dem Bugspriet ist in Mannesgröße der Gott des Meeres in Holz ausgehauen mit zurückfliegendem Haar und Lendengewand. Wenn unser Schiff schon groß war, so wurde es doch sehr leicht vom Winde bewegt, weil es eben nicht tief ins Wasser ging. Ballast ladet man gemeiniglich nicht mehr, als man wohl muß.

Die Schiffsmannschaft

Nebst dem Kapitän hatte das Schiff einen Ober- und Untersteuermann, einen Schiffsjungen, einen Koch und

acht Matrosen. Auch war eine Katze da, ob diese aber zur Mannschaft gehörte, weiß ich nicht.

Uns war eine üble Schilderung von dem Schiffsvolk gemacht worden, und so hatten wir eine nicht gute Meinung davon, als wir auf das Schiff kamen. Aber wir sind überzeugt worden, daß es auch unter diesen groben und rohen Leuten noch rühmliche Ausnahmen gibt.

Der Kapitän, ein bescheidener, freundlicher Mann, gar nicht stolz, wie die meisten sonst sind, redete mit jedermann, erwies Gefälligkeit, wo er konnte, und gestattete uns alle Freiheit auf dem ganzen Schiff und ebenso in der Küche. Wasser konnten wir brauchen so viel wir wollten, und kochen durften wir, wann uns gelüstete. Er ist ein erfahrner und geschickter Seemann, aber nebstdem besitzt er wenig Kenntnis. Nur da, als die Reise zu lang dauerte nach seiner Meinung und der Wind uns immer noch mißgünstig war, zeigte er dann und wann seinen rohen Seemannscharakter. Er fluchte und schimpfte bisweilen ganz jämmerlich über den schlechten Wind.

Die Steuermänner, der Koch und die Matrosen alle insgesamt waren sehr gefällige und feine Leute, solange sie auf dem Schiffe waren. Ich darf wohl sagen, daß ich sie im geringsten kein grobes Wort im Munde führen hörte. Sie untereinander waren stets friedlich, und gegen den Weibsleuten waren sie so bescheiden und artig, daß sie weit entfernt waren, irgendeine Unanständigkeit sich zu erlauben.

Sie sind uns alle recht lieb geworden, und wir gingen mit ihnen um wie mit Bekannten. Sie dauerten uns oft, wenn sie so harte, gefährliche Arbeit verrichten mußten. Und sie taten alles so willig, ohne Murren. Bei Tag waren alle beisammen auf dem Schiff. Alle Stunden wechselten sie ab am Steuerruder. Sie hatten immer etwas nebst den Segelwendungen zu tun, entweder zerzupften sie alte Seile, spannen und zwirnten wieder neue daraus, oder sie hatten mit Teeren der Seile und Taue zu tun; immer gab's was auszubessern und zu flicken. Bei stillem Wetter oder gutem Wind war ihre Arbeit freilich leicht; aber in Regenwetter und Sturm möchte ich nicht Matrose sein. Alle zwei Stunden wurde gelogt. Wir hatten nur ein paarmal guten Wind, daß das Schiff in einer Stunde 8 bis 9 Meilen machte. Abends um 8 Uhr ging die Hälfte der Matrosen zu Bette, und in der Nacht um 12 Uhr wurde geläutet, dann ging die zweite Hälfte schlafen und jene kamen aufs Verdeck. Um 4 Uhr wurde wieder gewechselt, und um 8 Uhr morgens kamen wieder alle aufs Verdeck. Bei rauhem, unruhigem Wetter mußten alle die ganze Nacht wach sein. Kapitän und Steuermänner wechselten auch immer miteinander ab. Immer muß aber einer von denen das Kommando führen. Es ist kein Spaß, so im Sturm und Wetter und bei dunkler Nacht auf die hohen Masten zu steigen, dort auf dem Bauch zu äußerst an den Stangen hinausrutschen und die Segel einziehen und einraffen. Alle Mittage stellte sich der Kapitän,

oft auch die Steuermänner, aufs Verdeck mit dem Quadranten und beobachteten den geographischen Breitestand unsers Schiffes und zeigte allemal 12 Uhr an, wo dann wieder geläutet wurde. Alle Morgen und Abend mußte das Wasser ausgepumpt werden. Gegen das Ende unserer Reise wurde das Verdeck alle Morgen abgewaschen und mit Sand gefegt. Und das ganze Schiff mußte neu angestrichen und die großen Seile und Taue frisch geteert werden. Die Nahrung der Matrosen bestand aus Salzfleisch, Speck, Erbsen, Zwieback, Tee und Kaffee, Branntwein bekamen sie keinen. Der Kapitän war ziemlich karg mit ihnen; auch er lebte sehr einfach. Ein Matrose kann so seine 12 bis 15 Taler Lohn haben des Monats. Die unsrigen mußten aber den Tee und Kaffee selbst finden, den sie morgens und abends tranken. An Sonntagen flickten sie gewöhnlich an ihren Kleidern, oder sie flochten sich Strohhüte. Sie können das Ding recht gut.

Die Passagiere

Mit diesen bin ich bald fertig. Alle aßen und tranken und ließen sich's wohl sein. Es wurde des Tags drei-, vier- bis fünfmal gekocht und gebraten. Einige davon sind auf dem Schiff so fett geworden wie Mönche. Die Weibsleute, sobald sie alles genug gesehen hatten und ihnen die Zeit ein wenig lang wurde, fingen an zu nähen und zu stricken, währendem da sie nicht kochten und aßen, nicht schliefen und mit

der Seekrankheit zu tun hatten. Man kann sich leicht vorstellen, wie viele Zeit ihnen noch übrig blieb zum Arbeiten. Die Mannsleute machten immer kluge Pläne für künftige Zeiten und sahen dabei oft zurück und erblickten sich dann in der einstigen Narrheit, wobei sie dann mit einem selbstgefälligen Lächeln sich freuten, jetzt gescheiter geworden zu sein. Oft stellten sie sich wohl auch zusammen, stopften die Pfeife oder schnupften eins, da zog einer um den andern ein Stück aus den Kammern seiner Erfahrungen hervor und wollte damit belehren oder schrecken. Unter den ledigen Mannspersonen und Weibsleuten, wie's halt geht, wenn sie gut leben und sonst für nichts zu sorgen haben, entspannen sich Liebschaften, und sie lebten in elysischen Gefilden, wo weder eine rieselnde Quelle durchs Gebüsch noch eine blühende Flur noch schattige Bäume, mit goldenen Früchten behangen, zu sehen waren, und die Kinder spielten miteinander und waren fröhlich, und an ihnen konnte man nur zu deutlich die üble Erziehung ihrer Eltern, wie es eben leider meistens der Fall ist, wahrnehmen. Doch jetzt zur Hauptsache.

Zuerst etwas von den Separatisten, wie mir's Vetter selbst erzählt. Wie bekannt, wollen diese nichts mit dem Militär zu tun haben. Der vorige König von Württemberg war ein eifriger Verfolger dieser Sekte und wollte sie mit Gewalt zu Kriegsdiensten zwingen. Sie weigerten sich aber heftig dagegen. Jetzt ließ er einige Hunderte auf den Asperg

bringen, wo sie mehrere Jahre standhaft aushielten. Vetter war auch dabei. Sobald sie aus dem Gefängnis los waren, entschlossen sich etwa 300, miteinander nach Amerika zu wandern, um dort ungestört nach ihren Grundsätzen leben zu können. Im Jahre 1817 wurden ein paar Männer voraus nach Amsterdam und Antwerpen geschickt, um für Schiffsgelegenheit zu sorgen, wo sie dann noch dieses Frühjahr überfuhren. Sie wanderten nach dem Staat Ohio in das Innere des Landes und kauften sich dort ein paar tausend Acker Land, sich zu siedeln. Sie haben alles gemein. Unter der Führung und Leitung einiger Vorsteher geschieht alles. Zuerst hatten sie mit vielen Schwierigkeiten, mit Mühe und Arbeit zu kämpfen. Jetzt aber sind sie schon gut eingerichtet. Es ist ein Städtchen erbaut, welches Zoar sich nennt, da sind schon Säg- und Mahlmühlen und etwas Fabrikeinrichtung. Alle Jahre fahren sie mit einem eigenen Boot nach Neu-Orleans, das sie mit 12 bis 1500 Bärols Mehl und mehr andern Produkten beladen. Wenn sie vom Bärol nur 5 Taler bekommen, und so viel lösen sie gewiß, so gibt das schon ein hübsches Geld. Nehme man noch die übrigen Produkte, die sie bauen, die Vieh- und Schafzucht, die sie auch stark betreiben, so kann man leicht denken, wie diese Kolonie vorwärtskommt. Sie wollen auch den Weinbau einführen. Vetter freut sich unendlich, diese sichere Freistätte in Amerika gefunden zu haben, wo es ihnen so gut gehe. Er ist nun schon das zweitemal wieder nach Württem-

berg geschickt worden, um dort noch hie und da für ihre Leute Geld einzukassieren und andere Leute von ihrer Partie mitzunehmen, wenn sie Lust haben. Also auch diesmal hat er einige bei sich. Unter ihnen befindet sich ein Schuster, Witwer mit zwei erwachsenen Töchtern. Dieser Mann ist schon viele Jahre ganz vertraulich mit dem Stein der Weisen umgegangen, hat ihn aber doch noch nicht recht erhaschen können, obschon er ein schönes Vermögen für ihn aufopferte. Da ist nun auch ein Weib, die sich von ihrem Manne geschieden, weil sie zu dieser Sekte überging. Diese halten nämlich den Ehestand für ungerecht. Mit dieser Bettel ging der Schuster so vertraut um als mit dem Stein der Weisen, und er würde für sie das Nämliche opfern, wenn er Geld hätte. Er meinte nun auch zu Vetters Kolonie zu gehen, aber jetzt hat er's verscherzt. Seinen zwei Töchtern ist es fast ebenso gegangen. Die eine, weil sie's zu gut mit ihrem Vater und mit ihrer fastigen Stiefmutter meinte, und die andere, weil sie eine Liebschaft anknüpfte mit einem jungen Schreiner, der dem Vetter von seinem Vater zur Zucht und Ordnung in ihre Kolonie, fast gewaltsam, denke ich, übergeben wurde, weil er, wie es scheint, ein wenig ein liederlicher, leichtsinniger Tropf ist. Ein paar Wochen konnten diese Leutchen ihre Vertraulichkeit geheim halten, dann aber erfuhr es Vetter, und nun durften sie kein offenes Wörtchen mehr miteinander reden. Jetzt wird das Schiffsleben diesen geächteten Pärchen zur Hölle.

Ein junges, rüstiges Schwabenmädel, für welches eine geizige Separatistin die Fracht bezahlte, wurde nach und nach die Mätresse unseres Weib und Kinder habenden Kapitäns. Die Matrosen spotteten oft über diese Geschichte, denn sie waren delikater als er. Er schwatzte ihr dennoch vor, er wolle sie heiraten, seine Frau hätte nichts dagegen. Als wir in Baltimore ankamen, zahlte er ihr die Fracht, auf einem Dampfboot nach Philadelphia zu fahren, um bei einem Bruder dort unterzukommen. Das geizige Weib kann nun sehen, wie sie ihre Fracht kriege. Das Mädel lachte oft, wenn sie einmal in Amerika sei, dann sei die Fracht bezahlt. Vetter sagt: „So geht's oft mit Leuten, für welche man die Überfahrt zahlt. Man kann nicht genug vorsichtig sein. Wenn Lage und Umstände draußen manchen Menschen zum Ehrlichsein zwingen, so entwickelt das langweilige Müßiggängerleben auf dem Schiff und die Vorstellung, in ein freies Land zu kommen, einen ganz andern Charakter. Sind sie nun einmal dort, so öffnet Amerika jedem argdenkenden Menschen Tür und Tor zu schlimmen Streichen, ohne bestraft zu werden. Gehe einer oder Hunderte zum Teufel, was will derjenige machen, der ihnen anvertraute."

Der Landauer, Lauer mit Namen, der eine wohlgewöhnte, aber übelerzogene Familie mit fünf Kindern hat und draußen, wie es scheint, herrlich und in Freuden lebte und vieles verbrauchte, kann wohl die Fracht selbst bezahlen, aber ihm bleibt auch kein Cent mehr übrig, was sollen diese Leute

anfangen? Wohl ist er ein Küfer und Bierbrauer, wohl hat er einen Tochtermann hier, wo er für einstweilen abstellen kann. Aber dieser Mann ist dennoch übel daran, weil er sich alles so gut und herrlich vorstellt in Amerika. Wenn einer sich in seinen Hoffnungen betrogen sieht, so ist es dieser.

Von zwei Mädchen weiß ich nichts zu sagen, als daß sie eitle Geschöpfe waren, wie es alle sind. Übrigens ehrliche Dinger.

Das kleine Männchen von Zweibrücken mit seinem noch kleinern Weibchen, das sein Mäulchen und Zünglein immer in tausend Schnellmuskeln bewegte, und einem Bübchen von zehn Jahren — diese sonst sehr guten Leutlein, wie mögen nun diese ankommen in Amerika? Auf dem Schiff kamen wir einmal ob unsern Pässen zu reden an, und wir lasen sie einer dem andern. Jetzt zeigte auch das Männlein den seinigen. Und was war's? Nichts anderes als ein Verhaltungsschein von einem seiner Dorfbeamten. Und doch — sie kamen durch alle Lumpereien hindurch den Rhein hinunter. Von Bingen weg mußten sie einem Schiffmann bis Amsterdam 90 fl. bezahlen. Es scheint doch, diese Kerls wissen mit der Sache gut umzugehen, wenn sie ihre schöne Bezahlung haben. Ich verwundere mich jetzt noch darüber, wie diese so sehr einfältigen Leute, wenn auch mit großer Geldaufopferung, doch noch so durchgekommen sind. In Amsterdam übertrugen sie ihrem Wirt spezifizierlich, diese und jene Lebensmittel für die Seefahrt anzuschaffen. Dieser

ließ alles aufs Schiff bringen und wies ihnen den Konto, der sehr hoch war. Sie bezahlten alles in ihrer redlichen Einfalt, ohne an etwas Arges zu denken. Erst als sie schon abgefahren, sahen sie, daß sie betrogen waren. Vieles war nicht da, wofür sie bezahlt hatten, und das Vorhandene von der schlechtesten Qualität. Zwieback hatten sie, schwarz und schimmlig, daß ihn die Säue kaum gefressen hätten. Was wollten sie machen? Sie mußten fürlieb nehmen. Zum Glück hatten diese Leute einen großen Vorrat von gedörrtem Fleisch und Speck aus der Heimat, sonst wären sie sehr übel daran gewesen. Wohl haben diese Leute, wenn sie nach Amerika kommen, noch etwa 50 Taler Geld übrig, aber keine Profession, nichts als ihre eigene Unbehelflichkeit. Bald wird ihr Geldlein verzehrt sein, und was bleibt ihnen für ein Los übrig? Sie müssen Bauernarbeit tun, und dieses ist so hart, daß es Neueingewanderte unmöglich lange aushalten können. Doch Gott hat ihnen wunderbar bis hieher geholfen, und ich hoffe, er wird ihnen fernerhin beistehen.

Die Holländerin muß ihre Fracht abverdienen. Sie hat aber in Baltimore auf der Stelle einen guten Platz gefunden bei dem Kaufmann, dem unser Schiff gehört. Sie spricht gut englisch und ist eine sehr ordentliche und recht geschickte Person. Unser Kapitän suchte umsonst mit ihr eine lüsterne Bekanntschaft anzuknüpfen, wennschon sie bei ihm in der Kajüte wohnte. Ledige Weibsleute könnten hier noch

am besten ihr Unterkommen finden. Wir waren kaum angekommen, so wurde schon nach solchen gefragt.

Der Vogelmann, ein Sachse, war ein verstocktes, komplimentöses Männchen, der sich immer so anstellte, als wenn er voll von geheimen Künsten wäre, und schimpfte ganz erbärmlich über Amerika, weil er auch schon einmal dort war, wo ihm, wie es schien, die gehegten Hoffnungen statt einer goldenen Krone nur einen lausigen Hut auf sein Haupt setzten. Er hatte, wie ich schon einmal sagte, etwa hundert Singvögel bei sich, wovon viele gelehrte Sänger waren. Diese Tiere machten uns viel Freude. Sie machten sich immer so lustig, daß man sich stets in Hainen und Wäldchen zu sein wähnte. Aber leider etwa 20 von den besten Sängern gingen tot. Dieses war ein bedeutender Verlust für den Mann. Er versicherte, daß er keinen unter dreißig Talern verkauft hätte.

Jener geizigen Separatistin erwähne ich nur darum, weil sie uns ein kleines Fäßchen Wein verkaufte, aus der Ursache, sie dürfe ihn nicht trinken, weil es ihr zu wohl davon werde. Der Teufel sei gar zu listig, er schleiche immer herum, die Menschen zu verführen. Und wie leicht wäre es dann geschehen, wenn sie Wein getrunken hätte, daß er sie zu leichtsinnigen Gedanken verleiten könnte.

Und ich und mein Weibchen gehörten wohl auch zu den Passagieren; wir waren auf dem nämlichen Wege nach Amerika wie alle andern. Wir machten uns mit allen mehr

oder weniger bekannt. Und so sind gewiß auch umgekehrt wir ihnen allen mehr oder weniger bekannt geworden. Und jeder von ihnen, wenn er wie ich die Feder ergreifen wollte, uns zu schildern und zu beurteilen, würde gewiß seine eigenen Bemerkungen von uns machen, so wie ich's von ihnen getan habe. Ich denke, das Gemälde in seiner Art könnte wohl mitten unter jenen aufgehängt werden, ohne daß es sich besonders auszeichnen würde. Ich selbst getraue mir's doch nicht recht, uns abzumalen. Es könnte mir damit gehen wie der Separatistin mit dem Weintrinken, der Teufel könnte leicht dabei eine Gelegenheit finden, mich zu allzugroßer Selbstgefälligkeit und eigenem Ruhm zu verleiten. Daher will ich meine Feder von diesem Gegenstand lieber zurückziehen.

Seetiere

Eine Art Seeschwalben schweben immer in einem kleinen Schärchen unserm Schiffe nach und schnappen begierig auf, was etwa an Brosamen ins Meer geworfen wird. Sie ließen gewöhnlich keinen Laut von sich hören bis in der Abenddämmerung, da sie dann eine Weile zu kreischen anfingen. Sie begleiteten uns immer, bis wir ans Land kamen. Da verließen sie uns, und eine andere Art größerer Seevögel zeigte sich dann.

Oft stand ich stundenlang am Geländer des Verdecks und starrte ins Meer hinaus, ob ich nicht irgendein Seeunge-

heuer entdecken möchte, das unserm Schiff den Krieg anzukünden drohe. Aber ich konnte mehrere Tage nichts entdecken, auch kein einziges Fischchen. Einst guckte ich wieder so den Bewegungen des Meeres zu, da bemerkte ich in der Ferne gegen Südosten eine schnelle Veränderung des Wassers. Die Bewegung näherte sich, und siehe, es waren Tausende von Fischen, welche in Bogenschüssen hoch über das Wasser auf unser Schiff losgezogen kamen. Alles lief herbei, dieses Mirakel zu sehen. Sie verweilten an unserm Schiff und schaukelten um dasselbe herum, als wenn sie es bewundern wollten. Über den Rücken waren sie rotgelb und am Bauch weiß und mochten etwa vier Fuß Länge und eines Zentners schwer sein. Ihre Köpfe waren gerade wie die der Schweine. Solche Kerls sahen wir lange Zeit fast täglich. Die Matrosen warfen oft kleine Harpune nach ihnen, konnten aber nie einen erhaschen.

Einmal bewegte sich in weiter Entfernung ein Walfisch. Er spie wie eine Feuerspritze das Wasser in die Höhe. Leider aber kam er nicht so nahe, daß wir ihn sehen konnten.

Ein andermal sah ich einen Fisch langsam unserm Schiff vorüberschwimmen. Dieser war ziemlich schlank und mochte 6 Fuß Länge haben. Ein Horn, das er am Kopfe vornaus stehen hatte von etwa 3 Fuß Länge, gab mir die Vermutung, ob es etwa möchte ein Sägefisch gewesen sein. Seine Farbe war dunkelbraun.

Einst hatten wir Windstille, die See lag vor uns wie ein

geglätteter Spiegel, da kamen viele große Fische von verschiedenen Seiten auf das Schiff zugeschwommen. Sie trieben mutwilliges Spiel. Sie hoben den Kopf, der oben ein rundes Loch hatte, zuerst aus dem Wasser, tauchten ihn wieder unter, und währenddem spritzte wie aus einem Schlauch ein Strom Wasser in die Höhe, dann wandten sie allmählich ganz der Länge nach um, daß man den ganzen Rücken bis auf den Schwanz sehen konnte, ganz deutlich. So spielten sie lange umher. Sie waren gewiß 12—15 Fuß lang und so dick wie ein großer Ochse. Aus ihrem Mutwillen schloßen wir auf Sturm, blieben aber davon verschont. Aber doch sehr bald änderte sich die feierliche Szene, und wir bekamen wieder ordentlichen Wind.

Wir sahen oft einzelne Fische, ziemlich große mit sehr weiten Kinnladenöffnungen, vorüberschwimmen. Diese sollen eine Art Hai- und dazu Raubfische sein. Kommt ein menschlicher Körper tot oder lebendig ins Wasser, so führt ihr Instinkt sie von weitem hinzu, dem willkommenen Freund einen Kuß zu geben und ihn dann aus Liebe zu verschlingen mit Haut und Haar und Pelz.

Es war an einem Nachmittag, da war die See abermals spiegelglatt und die Sonne schien warm. Die glänzende Wasserfläche lud sehr freundlich zum Bade ein. Wäre ich ein Schwimmer gewesen, ich hätte mich auch in diesen großen Badekasten gesetzt und darin mir ein wenig gütlich getan. Der Kapitän warf seine Oberkleider aus und stürzte sich in

die ruhige Flut und schwamm wie ein Fisch herum, auf- und niedertauchend. Paff, kam eine solche Haibestie daher mit schnellrudernden Flossen, und der Kapitän konnte gerade noch das Seil erwischen, an dem er sich hinuntergelassen, und sich über die Wasserfläche schwingen, als der Fisch schon nach seinen Füßen schnappte. Jetzt sah ich, daß auch Nichtschwimmen das Leben retten kann. Hätte ich schwimmen können, wäre ich ganz gewiß ins Wasser gegangen, und ebenso gewiß hätte ein solcher Fisch mich in seinen Bauch geschlürft, und schwerlich würde er mich wie einen Jonas an's Land gespien haben.

Als wir über die Bank von Neufundland fuhren, suchten der Kapitän und die Matrosen oft bei stillem Wetter Fische vom Meeresgrund heraufzuangeln. Es war nicht tiefer als etwa 20 bis 25 Klafter. Sie haben uns von ihrer Beute auch mitgeteilt, es war eine vortreffliche Art Fische, 4 bis 10 Pfund schwer und so schmackhaft wie Forellen. Einstmals zogen sie einen sonderbaren Kerl herauf. Er hatte die Form eines Schmetterlings. Ein kleiner, dünner Schwanz wie ein Degen, mit Stacheln besetzt, und nebenan zwei etwas kürzere Schwimmfüße; seine breiten Flügel mit gelbbraunen und schwarzen Flecken, regelmäßig wie eingelegt, ganz ohne Floßfedern, gaben ihm ein recht wunderschönes Aussehen. Er konnte 20 bis 30 Pfund schwer sein. Ich sah gerade einen solchen Fisch nachher im philadelphischen Museum. Auf der nämlichen Bank sahen wir oft auch fliegende Fische.

Das portugiesische Kriegsschiff

Wir sahen oft etwas wie eine grünlichrote, gläserne Halbkugel am Schiff vorbeischwimmen. Der Kapitän sagte, man nenne diese Art Geschöpfe portugiesische Kriegsschiffe. Diese wären ein herrliches Mittel, feine und zarte Haut zu machen, wenn man die Hände damit reibe. Die Weibsleute wünschten nichts mehr, als wenn man doch auch solche Dinge bekommen könnte; denn so leicht und so wohlfeil zarte, weiße Hände zu bekommen, hatte für sie einen gar zu großen Reiz. Man weiß es nur zu gut, wie gerne dieses eitle Geschlecht mit niedlichen Händchen jedem die Aufwartung machen möchte. Das Ding ist gut, ein Matrose brachte einmal eins in einem Wassereimer herauf. Es war wie eine Blase in der Form eines Halbmondes; der Bogen stand aufgeblasen über dem Wasser, und seine Farbe schillerte ins Rote, Grüne, Blaue und Weiße, durchsichtig wie Glas. Unten ging ein Büschel Fasern wie Perlschnüre ins Wasser, welche, wie Wurzeln einer Pflanze, der Blase Gleichgewicht geben. Sie lassen sich viele Fuß lang ausdehnen, sobald das Tier oder die Pflanze aus dem Wasser kommt, und schnell ziehen sie sich wieder zusammen, sobald es wieder in seinem Element ist. Viele Hände griffen darnach, ein Mädchen und ein vorwitziger Knabe hatten die Ehre, den Preis zu erhalten, es zuerst zu berühren. Aber o weh! Da ging ein entsetzliches Jammergeschrei los. Jeder schlenkerte die Hände und wußte

nicht, was er machen sollte, so daß es bald lächerlich und bald erbärmlich war. Der Knabe hatte wirklich ein paar Stunden höllische Schmerzen. Seine Hand schwoll auf und bekam Blasen, als wenn sie mit Nesseln gerieben wäre. Das Mädchen litt weniger, weil es nur den innern Teil der Hand betraf.

Wind- und Wetternachrichten und eine fehlgeschlagene Hoffnung

Bis zur Sonnenwende hatten wir immer ziemlich guten Wind. Meistens Nord und Nordost, daher wir ziemlich südlich kamen. Noch kein einziger Regentag düsterte den Himmel, auch keine harten Stürme rüttelten uns. Nach der Sonnenwende traten die Westwinde ein, Süd- und Nordwest, auch gänzlicher West, und diese waren unserer Fahrt immer hinderlich bis ans Ende der Seereise. Immer, so oft unser Schiff vom Wind starke Bewegung erhielt, stellte sich auch wieder Übelkeit und Erbrechen bei einigen Passagieren ein. Ich hatte gar nie die Seekrankheit, auch keine Spur davon zeigte sich in mir. Ich war aber deswegen nie neidisch auf die, welche sie hatten.

Es war gegen das Ende des Monats Juni, als einmal der Obersteuermann die Nachtwache hatte. Er legte sich aufs Verdeck und schlief ein, gerade in einem Moment, da die hohen Segel eingenommen werden sollten, weil eine schwarze Wolke mit starkem Wind daherrauschte. Der Kapitän er-

wachte, weil er merkte, daß es nicht ganz richtig zuging auf dem Schiff, da ging er hinauf aufs Verdeck und fand eben den Wächter schlafend. Da donnerte es, daß es fürchterlich war, aber nicht aus den Wolken; diese zogen friedlich vorüber.

Zur nämlichen Zeit war's, als ich die Vermutung machte, wir müßten nahe an den Azoren sein. Ich hatte so den Lauf des Schiffes immer genau in acht genommen, und zudem bemerkte ich an meiner Sackuhr, welche ich von Holland aus immer fortlaufen ließ, daß wir ungefähr unter dem Meridian der Azoren sein müssen.

Den folgenden Tag darauf, es war am 28. Juni, sagte der Kapitän, daß wir heute noch von den azorischen Inseln zu sehen bekämen. Wir freuten uns sehr darauf. Aber es war nicht so. Wir harrten einige Tage auf diesen Genuß, aber leider wurde er uns am Ende gar nicht zuteil. Ich hätte doch so gern von diesen lieblichen Inseln auch nur eine gesehen. Es muß gewiß ein bezaubernder Anblick sein, so mitten auf dem Meer eine Insel aus den Fluten hervortauchen zu sehen. Der Kapitän sagte, wir wären mitten durch die Inselgruppe gesegelt. Daß wir dem Lande nahe waren, konnten wir daraus sicher schließen, weil sich auf der See vielerlei prächtige Korallen, verschiedene Muscheltiere und große Schildkröten zeigten.

In einer dieser Nächte träumte mir, ich wäre in der Heimat und machte mit meinem Freunde Forrer botanische

Reisen in den Alpen. Als ich erwachte, dachte ich so darüber nach und fand, daß es gerade die Zeit war, wo wir alle Sommer miteinander jauchzend die hohen Berglande durchstreiften. Diese Bilder lebten und webten den ganzen Tag über in meiner Seele.

Das Zusammentreffen von Schiffen auf dem Meer

Diese Freude wurde uns oft zuteil. Es vergingen wenige Tage, da wir nicht fern oder nah Schiffe sahen. Es ist wirklich eine recht liebliche Erscheinung, wenn auf der weiten, einförmigen Fläche des Meeres so Schiffe auf verschiedenen Seiten aus der unübersehbaren Leerheit hervortauchen und dann neben einem vorbeigehen wie Reisende auf dem Lande.

Wenn Schiffe recht nahe aneinander vorbeikommen, reden die Kapitäne miteinander durch Sprachrohre. Sie fragen sich: Woher? Wohin? Wie lange schon auf der See? Und unter welchem Längegrad sie zu sein meinen? Dann wünschen sie sich Glück zur Reise. Oft geschieht es, wenn ein Kapitän ein anderes in einiger Entfernung erblickt, dessen Richtung nicht die ist, wo es mit ihm zusammentreffen würde, daß er, wenn er doch gerne mit ihm sprechen möchte, ein Zeichen macht in der gewissen Stellung eines Segels. Sobald der andere Kapitän dieses wahrnimmt, suchen sie ihre Schiffe zusammenzubringen. Kein ehrlicher Schiffer weicht einer solchen Aufforderung aus.

Der Nebel lagerte sich einst dicht auf der See, da waren wir in der Abenddämmerung noch einige auf dem Verdeck. Mit einmal stach die Spitze eines gegen uns laufenden Schiffes durch Nacht und Nebel. Die Matrosen schrien. Nur durch eine schnelle Schwenkung des Steuerhelms konnte noch verhütet werden, daß die Schiffe nicht aneinanderstießen. Auf solche Weise sollen schon oft Schiffe verunglückt sein.

Es war am 25. Juli, da sahen wir eine Brigg weit vor uns her. Wir näherten uns derselben und bemerkten, daß sie die Segel zum Stillhalten gerichtet hatte. Jetzt wurde ein Boot ausgesetzt, welches sich gegen uns her bewegte. Es kam uns bald nahe, und drei Männer, die darauf waren, verlangten auf unser Schiff. Man warf ihnen zu diesem Behuf Seile herunter. Einer, der Kapitän von der Brigg, ging mit dem unsrigen in die Kajüte, und wir erfuhren, daß sie von Irland kämen, schon 51 Tage auf der See wären, nach Neuyork wollten und nun Mangel zu leiden anfingen an einigen Lebensmitteln, wofür sie nun hier anhielten. Unser Kapitän gab ihnen einen Sack Zwieback, Essig, Branntwein und anderes, und wir Passagiere machten ihnen auch einen Sack voll Zwieback zurecht, denn damit waren wir wohl versehen. Das muß doch gewiß eine traurige Lage sein, wenn auf dem Meere die Lebensmittel ausgehen, der Wind immer mißgünstig ist und das Glück kein anderes Schiff zur Hilfe herbeiführt.

Kleine Stürmlein, Erscheinungen auf dem Meer und am Himmel, Nebel und Langeweile

Eines Nachmittags kommt eine nachtfinstere Wolke von Südwesten dahergefahren. Der Kapitän schläft, und der Obersteuermann, der ein träger, unachtsamer Kerl ist, hat die Aufsicht. Die Wolke naht, und jeder sieht, daß sie von starkem Wind getrieben wird. Der Steuermann läßt die Segel nicht einziehen. Ich hatte meine Hosen vorn auf dem Bugspriet zum Trocknen aufgehängt, und da es schon Regentropfen wirft, so will ich sie holen. Währenddem ich sie losmachen will, fährt ein heftiger Windstoß an das Schiff, und mit einem Donnerknall kracht die große Stange vorn zu meinen Füßen wie ein schwaches Rohr entzwei und schmettert sie neben mir ins Meer. Jetzt ließ ich die Hosen hangen und packte mich von dannen. Wäre sie nur ein wenig höher gefahren, so hätte ich in den Wellen mich zu Tod schwimmen gelernt.

An einem Morgen sehr frühe, wo noch alles schlief und schnarchte im Raum, da begann mit einmal ein schreckliches Lärmen und Getrampel der Matrosen auf dem Verdeck und ein Kommandieren und Rufen des Kapitäns, daß man glaubte, unser Schiff wäre an einer Klippe geborsten. Jedermann erwachte, und aller Augen wurden weit aufgesperrt; der, welcher auf dem Rücken eingeschlafen war, fand sich nun auf dem Bauch und umgekehrt. Wirklich bekam aber

auch das Schiff so heftige Stöße wie sonst nie, so daß alles, was nicht festgebunden war, im Raum hin- und herrumpelte. Wir standen auf und suchten Frieden und Ruhe unter den sonst toten und nun auf einmal lebendig gewordenen Sachen zu stiften. Aber wir sonst Lebende hatten genug mit unserer Not zu schaffen, um uns nur aufrecht zu erhalten, und dieses geschah nur dann, wenn wir etwa einen Balken packen und umklammern konnten. Den größten Spektakel machte aber doch unser Erbsensack. Weil er nicht festgebunden war, so öffnete er sich, und die Wunderdingerchen, wie machten sie doch die drolligsten und lustigsten Sprünge im ganzen Raum herum. Diese Komödie hatte also auch ihren Hanswurst. Nach einer Weile habe ich ihn dann doch noch fangen und schnüren können, sonst wären wir ganz um dieses Produkt gekommen. Dieses Stürmchen war bald vorüber.

Eines Abends, lange nach Sonnenuntergang, wo der Tag kaum ein wenig noch im Westen glimmte, zeigte sich gegen Norden eine glänzende Helle am Horizont, gerade als wäre die Sonne soeben dort untergegangen. Ich fragte den Kapitän, was dieses wohl für eine Erscheinung sein möchte. Es sei die sogenannte Aurora Borealis, sagte er.

Was aber ein Auf- und Untergang der Sonne auf dem Meere für ein prächtiges Schauspiel ist, das kann man nicht glauben. Wenn sie so allmählich niedersinkt gegen den Horizont und ihre glühende Kugel immer größer scheint, wenn

ihre Strahlen sich gleichsam in ihre eigene Goldflut zurückziehen und den blitzenden Glanz in ein von innen glühendes Feuermeer verwandeln und ihre Pracht und Schönheit in einem strahlenlosen Antlitz rot von innen herausglüht, das sich auf den kräuselnden Meerwellen spiegelt und zitternd wie auf Rubinwagen hin und her bewegt; und wenn dann die Purpurwelt niedertaucht ins Meer und der zitternde Streif auf dem Ozean immer näher sich zusammendrängt, bis das letzte purpurne Fünklein mit der Sonne am äußersten Horizont zusammenfließt und verschwindet, o, das ist ein herrliches Schauspiel!

Wir passierten oft Seeströmungen. Bei stiller Witterung ist das Wasser so unruhig, daß das Schiff härter bewegt wird als bei recht ungünstigem Wind. Es wogt und rauscht und tobt ganz gewaltig. In solchen Strömen ist das Wasser gemeiniglich lauwarm und nebenan ganz kalt. Der Kapitän suchte sie wo immer möglich auszuweichen, denn die Fahrt wird da sehr verzögert, weil das Wasser stark gegen Osten hin drückt.

Während der Zeit, da wir über die Bänke fuhren, war mir die Zeit sehr lang. Es ist dort immer feucht und neblig. An solchen Tagen steckte dann alles im Raum, und jeder suchte durch eine Beschäftigung der Langweile den Sieg abzugewinnen. Einer machte Kübel, der andere Fässer, aber keiner Wein darein, ein anderer schnitzte Kellen, weil er eben nichts besseres konnte, wieder einer flickte Schuhe ohne Leder

usw. Und ich hielt mich im Bette auf und dachte: Do obä höris am beständ und bi niemer im Weg; da studierte ich dann die Gesichter und Launen drunten, sammelte und kochte sie durcheinander. Solch ein Extrakt, als Arznei eingenommen, hätte, wie ich fest glaubte, Übelkeit und starkes Erbrechen erregt.

Zu dieser Jahreszeit, sagte einst der Kapitän, sei es gefährlich, über die Bank von Neufundland zu fahren wegen den Eismassen, die dort herumtreiben, daher nähmen die meisten Seefahrer einen südlichern Weg; und um so gefährlicher sei es, weil man immer in Nebel eingehüllt sei, da man die Eisberge nicht von ferne sehen könne, um ihnen auszuweichen. Im vorigen Jahr sei ein prächtiges neues Schiff, zum erstenmal von Liverpool auslaufend, von einer Eismasse hier ganz zertrümmert worden. Die Leute zwar hätten sich noch in Booten retten können, wo sie noch sieben Tage herumgeschleudert wurden, bis sie Land fanden.

Sobald wir die leidigen Banken im Rücken hatten, fingen gleich wieder helle, liebliche Tage an, und man bemerkte, daß allmählich die Landluft zu wehen anfing. Jetzt sahen wir oft grünes Gras mitsamt den Wurzeln auf der See schwimmen. Ein lieblicher, hoffnungsvoller Anblick. Nun treffen wir einige Male auf ganz besondere Stellen. In der Ferne sieht man einen weißschimmernden, glatten Streif auf der See, wie eine Straße, so weit das Auge reicht, von

einem Ende des Horizonts bis zum andern. Kommt man nahe daran, so meint man, es wäre ein glatter, bewegungsloser, silberner Fluß zu passieren. Es bilden sich kräuselnde, bewegliche Ufer zu beiden Seiten, und innert derselben ist das Wasser ganz stilleliegend. Die Ufer plätscheln wie kieselnde Seeufer. Gras und Moos liegt in Menge auf diesen stillen Flächen.

Land! Land!

Es war am 3. August, da stand ich des Morgens frühe auf, weil es aber trübe und regnerisch aussah, machte ich mich wieder ins Bett. Nachdem wir dann spät zu Morgen gegessen hatten und das Regnen nachließ, ging man allmählich aufs Verdeck. Eine angenehme Luft fing zu wehen an, indem sich die Wolken zerteilten und der Himmel aufklärte. Vetter und ich standen so am Schiffgeländer und schwatzten. Auf einmal sagte jener, indem er den Blick gegen Norden richtete: „Sieh, Schweizer, dort hinaus, ich glaube Land zu sehen." Ich staunte, schärfte meinen Blick, und ich sah deutlich, daß es so war. O, wie freuten wir uns! „Land! Land!" rief ich. Es lief von Mund zu Mund, und alles gruppierte sich zusammen und wollte das ersehnte Land sehen. Die Matrosen bestätigten unsere Meinung, und frohe Heiterkeit strömte aus aller Augen; nur der Kapitän allein schien kein Wohlgefallen daran zu äußern. Er machte ein grämliches Gesicht und warf nur so dann und wann ver-

stohlen finstere Blicke dorthin. Man konnte wohl merken, daß jenes Land ihm nicht auf dem rechten Fleck lag oder vielmehr sein Schiff nicht.

Es fand sich, daß dieses Land Long Island war. Die Matrosen sagten, in zwei Tagen könnten wir in Neuyork sein, wenn wir unsere Bestimmung dorthin hätten. Mir war's ein göttlicher Anblick, und wenn es auch die Küste von Neuseeland gewesen sein würde. O! man hat ein ganz eigenes Gefühl, nach einer langen Seefahrt so mit einmal wieder Land zu sehen. So wie der Himmel heiterer wird, tauchen die bewaldeten, dunkelgrünen Höhen immer mehr hervor. Man kann nach und nach die riesenmäßigen, himmelanstrebenden Bäume deutlich sehen und einzelnstehende Gebäude unter den Waldungen. Gerade an einem Sonntage sahen wir das erste Land von Amerika. O, das ist ein festlicher Tag! Welche wunderbare Empfindungen durchdrängen meine Seele! Werden wir in diesem Lande wohl finden, was wir suchen? Treffen wir unsere Freunde dort an in behaglichem Wohlsein, oder sind sie vielleicht unglücklich? Was werden wir einst tun und treiben und was zuerst anfangen in jenem Lande? Wie bald ist unser Ziel noch vollends erreicht, wo wir den Fuß ans Trockene setzen können! Und tausend Dank schickten wir zum Himmel, daß Gott uns so wohlbehalten bis hieher geführt habe.

Auf den Abend wird das Schiff nach Südost umgewendet, und es konnte nicht anders sein, weil uns immer

der leidige Südwest zu nördlich hielt. Da kamen wir wieder rückwärts, so daß wir das liebliche Land bald aus dem Gesichte verloren hatten. Den folgenden Tag zeigte sich wieder Land gegen Nordwest, es war das nämliche wie gestern. Heute kommt es mir schon nicht mehr so freundlich vor, weil wir noch auf dem nämlichen Fleck sind und keine Aussicht vorhanden ist, weiterzukommen. Mit günstigem Wind könnten wir jetzt in 3 bis 4 Tagen in Baltimore sein. Da es sehr schwülstig und warm ist, so haben wir diesen Abend ein Gewitter mit Blitz und Donner, welches das erste ist, seitdem wir auf der See sind. Es geht aber gottlob ohne Sturm vorüber. Das Land ist wieder fort. Es scheint, unser Kapitän befürchtet noch Sturm; er läßt die leeren Wasserfässer mit Seewasser zufüllen. Um die Küsten herum ist's am gefährlichsten, wenn Stürme einfallen. Der unvorsichtige Obersteuermann schüttet bei diesem Geschäfte Seewasser in ein angezapftes Süßwasserfaß, welches noch das einzige war, das gutes Wasser enthielt. Jetzt müssen wir Wasser brauchen, das vielleicht schon ein paar Seereisen mitgemacht hat; so wie das Faß geöffnet wird, verbreitet es einen unleidlichen Gestank auf dem ganzen Schiff. Ich kann den Kaffee und den Kräutertee davon unmöglich mehr trinken. Zu Sassafras-Tee konnte es noch angehen und zu Brennsuppen mit Essig. Diesen hatten wir überflüssig. Essig ist eine vortreffliche Sache auf dem Meer.

In diesen Tagen machte uns ein Landvögelchen die erste

Aufwartung; es flog einigemal um das Schiff, wie wenn es uns bewillkommnen wollte, dann setzte es sich auf einen Mast, um auszuruhen. Man wird nach und nach doch ein bißchen ungeduldig, wenn man sich so nahe am Ziel sieht und es doch nicht erreichen kann.

Heute, am 7. August, sagte der Kapitän, er habe keine Aussicht, wie er vor 14 Tagen in Baltimore sein könne. Er fängt an, sehr böse zu werden gegen den lieben Gott, und schimpft erbärmlich über den widrigen Wind. Auch machte er die Bemerkung, daß man sich mit Holz und Wasser einschränken müsse. Doch er machte keine Anstalt dazu und läßt's gehen, wie es geht.

Heute nachmittag sehen wir wieder Land nach Nordwesten. Dieses sind die Höhen von Neu-Jersey. Gegen Abend verschwindet es wieder. Den folgenden Tag sehen wir wieder das nämliche Hochland.

In diesen Tagen äußerte der Landauer seine Unzufriedenheit über den Kapitän, er sei schuld daran, daß wir so lange nicht ans Land kämen, und schimpfte und fluchte ganz erbärmlich. Er gab den Vorschlag, wir wollen den Kapitän zwingen, daß er uns ans Land setzen müsse, und sei es auch wo es wolle. Wir lachten ihn nur aus wegen einem so dummen Einfall. Seine Mißlaune war aber nichts anderes, als weil er keinen Schnupftabak mehr hatte. Der Kapitän erfuhr sein tolles Benehmen; er las ihm tüchtig den Text, daß er in Zukunft gerne stille schwieg.

So lavierten wir her und hin und hin und her (und ich denke, daß wir wieder ziemlich weit auf der offenen See waren) bis zum 16. August, wo wir dann nachmittags im Westen mehrere Lotsboote kreuzen sahen, von denen wir dann auch endlich einen auf unser Schiff bekamen und bald nachher im Westen wieder Land sahen.

Die Chesapeak-Bai und Ankunft in Baltimore

Jetzt war die Freude wieder sehr groß bei dem gesamten Schiffsvolk, bei den Matrosen sowohl als bei den Passagieren. Jene beklagten sich auf die Letzt oft über den Kapitän, weil er angefangen habe, sehr sparsam mit dem Lebensunterhalt zu sein.

Der Kapitän und die Matrosen sagten oft, wie gefährlich es sei, bei stürmischem Wetter durch die Bai hinaufzufahren, und erzählten dann, wie hier ein Schiff zugrunde gegangen und dort eines gestrandet oder ans Ufer geworfen worden sei usw. Mir graute wirklich ein wenig, in diesen Kanal einzulaufen, so schön er sich auch eröffnete. Ich dachte, die ganze lange Reise haben wir noch keinen gefährlichen Sturm gehabt, alles ist so gut und nach Wunsch gegangen, und jetzt wird es uns wohl in dieser Bai drinnen noch zum Abschied tüchtige Rippenstöße versetzen. Und gerade, da wir in den Hoffnungskanal einlaufen wollen, legt sich der Wind; Wolken stoßen zusammen, und es bilden sich grauenvolle Ge-

witter rund um uns, die uns aber gänzlich verschonen. Immer waltet ein mächtig schützender Arm über uns, der alle Gefahren abwendet. Bei wieder sich erhebendem Nordwind können wir nur mit Mühe in den Kanal einlaufen. Der Leuchtturm von Cap Norfalk glänzt freundlich in die schwarze Gewitternacht. Er ist der einzige Stern, den wir in dieser Dunkelheit flimmern sehen.

Am folgenden Morgen verließen wir hoffnungsvoll unser Lager und bewunderten die neuen Umgebungen sehr. Zu beiden Seiten haben wir Land, wo aus den riesenmäßigen Baumwaldungen dann und wann die niedliche Wohnung eines Pflanzers hervorlächelt. Wir müssen uns in eine Bucht einlassen wegen dem Nordwind, wo ein starkes Fort angelegt ist und Tausende von Feuerschlünden Tod und Verderben drohen demjenigen, der sich unterfangen wollte, Amerikas Freiheit und Stille zu gefährden. Nicht weit davon legt unser Schiff vor Anker.

Heute mußten wir den ganzen Tag hier stille liegen, aber die Zeit wurde uns dennoch nicht lange. Ein kühler Wind wehte, und unsere Gemüter waren so heiter wie der Himmel über uns. Wir weideten unser Auge an den grünen Waldungen und an den gemütlichen amerikanischen Wohnungen, die wie Geßners idyllische Schäferhütten aus Baum und Busch hervorgucken. Wir wünschten jetzt nichts mehr, als daß wir hinüber könnten, um ein paar Stunden in diesen schattigen Eichenhainen zu lustwandeln. Heute sehen

wir auch die ersten Dampfboote mit Stolz und Triumph bei uns fliegend vorüberrauschen.

Eine helle Mondnacht lächelt uns auf dem Verdeck. Gegen Mitternacht dreht sich der Wind zugunsten. Die Anker werden gelichtet, und das Schiff segelt wieder leicht davon.

Am 71. Tage unserer Seefahrt lächelt ein herrlicher amerikanischer Morgen uns entgegen. Der Kanal hat sich sehr verengt, und unter azurnem Gewölbe des Himmels eröffnet sich die Aussicht gegen Baltimore zauberisch vor unsern wonnetrunkenen Blicken. O, ein romantisches Fortschleichen zwischen diesen friedlichen Ufern! Mag es auch immerhin neuen Ankömmlingen sauer werden, bis sie ein Unterkommen finden; dennoch sieht man's beim ersten Anblick schon dem Lande und den zerstreuten Wohnungen auf demselben an, daß Ruhe, Friede und Freiheit in diesen Baumschattungen hauset. Die Umgebungen von Baltimore und die Stadt selbst liegen etwas erhöht und prospektieren sich so malerisch und reizend, daß man sich nichts Schöneres denken kann. Unbezwingbare Festungswerke liegen vor der Stadt und beschützen, wenn es nottut, das Glück und die Freiheit Amerikas.

Nachmittags um 3 Uhr kamen wir auf dem Quarantäneplatz, etwa zwei Meilen von der Stadt, an. Hier wird Anker geworfen. Wir hofften, wenn die ärztliche Visitation vorbei sei, werde das Schiff ans Land fahren. Der Arzt kommt heute noch, ein junger, sehr freundlicher Mann, und fand

den Gesundheitszustand des gesamten Schiffsvolks zu seiner größten Zufriedenheit. Unsere Betten und alles im Raum gefiel ihm sehr wohl, weil alles so ordentlich und reinlich sei. Jetzt durften wir schon ans Land, wann wir wollten. Wie glücklich waren wir auch hierin. Neben uns liegt ein Schiff, von Ostindien kommend, welches schon vier Wochen Quarantäne halten mußte wegen Krankheiten. Kein Mensch darf vom Schiff, bis alles gesund ist.

Der Kapitän sagt uns, das Schiff gehe nicht ans Land, bis der Ballast ausgeladen sei, und dieses könne zehn bis zwölf Tage lang dauern; wir sollten also unsere Sachen fortbringen lassen so bald als möglich; wir müßten dieses auf unsere Kosten tun, er habe laut Gesetz nichts mehr damit zu schaffen. Zuerst aber müßten wir von einem Notarius eine Entrée schreiben lassen, in was unsere Sachen bestünden, damit es auf dem Kostümhause (Zollhaus) könne eingesehen und unterzeichnet werden. Ein Offiziant käme dann auf das Schiff, um zu untersuchen, ob alles der Angabe entspräche.

Die Matrosen fuhren in einem Boot diesen Abend noch in die Stadt und brachten uns Geschenke zurück: Obst, Milch und Branntwein. Vom letztern hatten sie selbst ein gut Teil eingenommen, denn sie waren sehr lustig und so nett und sauber gekleidet wie große Herren. Die Tage über, da wir in Baltimore waren, trafen wir sie oft ganz anders an als auf dem Schiff. Ihre Gesichter entstellt, stets besoffen, nötigten sie uns, mit ihnen zu gehen in Wirtshäuser, wo sie uns

mit Getränken aller Art aufwarteten. Wir nahmen solche Einladungen nur einmal an, wo wir dann sahen, daß sie nur in liederlichen Häusern mit schändlichen Dirnen ihren hart verdienten Lohn bald genug durchputzen werden. Gegen unsere Weibsleute benahmen sie sich dennoch trotz aller Besoffenheit sehr artig und bescheiden. Ein paar hatten sich schon wieder auf ein nach Ostindien fahrendes Schiff verdungen. Diese Reise hätte ich freilich auch mitmachen mögen. Dem Koch, der auch ein herzguter Kerl war, der meinem Weibchen besondere Freiheiten in der Küche verstattete, weil sie ihm dann und wann ein Schnäpschen gab, und Weib und Kinder hat, und einem andern verheirateten Matrosen, der jetzt gar nicht mit den andern Gemeinschaft machte, schenkten wir noch unsern vorrätigen Zwieback, es war noch mehr als ein Zentner.

Am folgenden Morgen, es war der 21. August, ein für uns unvergeßlicher Tag, fuhren ein paar Matrosen mit einigen von uns Passagieren ans nächste Ufer. Uns war der erste Platz, den wir in Amerika betraten, eine heilige Stätte. Wäre ich allein gewesen, ich würde hingefallen sein und die liebe Erde geküßt haben. Jedes Blümchen war mir heilig und jede grüne Pflanze tausendmal willkommen, jeder Baum ein Altar, unter welchem ich mich hätte auf die Knie werfen und ein Dankopfer für die so glückliche Überfahrt und für die gnädige Erhaltung dem allgütigen Vater zum Himmel schicken mögen.

Jetzt gingen Vetter und ich in die Stadt, um unsere Entrées

ausfertigen zu lassen. Jede kostete einen Taler. Ein Quäker namens Päpplein, ein reicher Kaufmann und ein Freund von Vettern, gab uns die beste Anleitung, wie wir uns in dieser Angelegenheit zu benehmen hätten. Wir konnten aber nicht englisch, weder reden noch verstehen.

Bis zum 23. hatten wir alles in Ordnung. Ein Offiziant kam auf das Zeichen einer ausgesteckten Flagge aufs Schiff. Alle Sachen nacheinander werden auf ein Ballastboot geladen unter seiner Aufsicht. Er war aber gar nicht genau. Es mußten nicht einmal alle Kisten geöffnet werden. Diesmal wäre das Einschmuggeln leicht gewesen, wenn wir nur Waren gehabt hätten. Alle Effekten, welche für den eigenen Gebrauch angegeben werden, müssen nicht Einfuhrzoll bezahlen. Mit uns wenigstens war es so. Der Kapitän bringt uns die Sachen noch unentgeltlich an die Werft der Stadt. Nachdem wir all unsern Plunder am Land hatten, suchten wir einen Platz aus, wo wir denselben unter Dach bringen konnten. Wir fanden eine Viertelstunde von der Werft ein deutsches Kaffeehaus. Der Wirt offerierte uns eine weite, geräumige Stube, wo wir bleiben konnten, bis wir Gelegenheit bekämen, weiterzugehen. Es wurde uns volle Freiheit gegeben, in der Küche selbst zu braten und zu kochen. Vetter hatte für seine Leute einen eigenen Platz, und wir übrigen 16 Personen betraten das uns angetragene Haus. Wirt und Wirtin, Leute in den Sechzigern, empfingen uns so freundschaftlich, als wenn wir ihnen liebe Bekannte wären.

Die ersten Bewillkommnungs-Komplimente in Amerika

Bei näherer Bekanntschaft mit unserm Wirte fand es sich, daß er der Vater von Herrn Doktor Gall sei, welcher eine neue weitläufige Beschreibung über Amerika herausgegeben hat.

Diese Leute machten uns freilich kein liebliches Gemälde von dem Lande, das wir soeben betreten hatten. „Es ist ein verfluchtes Land," sagten sie, „das von nichts als Schurken und Spitzbuben bewohnt wird. Es ist gar keine Ordnung. Die Gerechtigkeit hat nirgends Schutz, die Gesetze aber begünstigen jeden Schelmen. Es ist nun vier Jahre, seitdem wir ins Land kamen. Wir nahmen zwanzig junge Personen mit, für welche wir die Fracht bezahlten. Es war im Herbst, da hielten wir diese Leute den ganzen Winter bei uns und fütterten sie. Während der Zeit kauften wir 415 Acker Land für 1100 Taler, worauf wir diesen Leuten Arbeit und Verdienst verschaffen wollten. Sobald das Frühjahr kam, machten sich alle zum Teufel, auch nicht einer blieb. Was wollten wir machen? Amerika ist weit und Gesetze sind keine, welche solche Spitzbuben handhaben und bestrafen. Könnten wir unser Land verkaufen, welches wir jetzt gerne für 400 Taler hergeben wollten, so würden wir alle Augenblicke wieder nach Europa zurückkehren."

Ich habe späterhin die gewisseste Versicherung erhalten,

sein Sohn Doktor Gall sei nie von Harrisburg weggekommen, wo die Assemblée oder die Regierung von Pennsylvanien ihren Sitz hat, und habe dort sein prahlerisches Werk aus englischen Schriften und von den Nachrichten der Regierungsmitglieder zusammengetragen.

Wir blieben über den Sonntag hier und forschten überall nach, ob keine Fuhrleute da wären, welche nach Lancaster führen. Aber wir konnten niemand finden.

An diesem Tage besuchten uns viele Deutsche, welche in Baltimore wohnen. Einige sprachen uns Mut ein und machten uns große Hoffnungen, andere kamen bewehrt und bewaffnet und bekriegten jede gute Meinung, die man von diesem Lande hege. Der eine segnete und der andere fluchte. Alle aber fragten: „Kannst du ein Handwerk?" Hier war ich ein wenig verblüfft, denn ich merkte wohl, daß ich in diesem Lande mit meinem Schulmeisterstab keine Unterhaltungsquelle aus den Felsen herausklopfen werde, wie einst Moses mit seinem Stabe Wasser. Jetzt hätte ich meinen Zuchtstock gerne an eine große Schere, an einen Knieriemen, an einen Lötkolben oder an irgendetwas anderes vertauscht, wenn ich so leicht hätte dazu kommen können. „Wo wollt ihr euch denn hinbegeben?" fragten sie weiter. „Nach Lancaster in Pennsylvanien." „Ha, da tut ihr wohl! Das ist der beste und reichste Platz. Neue Einwanderer kommen dort gut an." Jeder sagte auch: „Es sind alleweil (jetzt) harte Zeiten; es ist nirgends kein Geld. Acht bis zehn Jahre zu-

rück, da war es anders, da konnte man schon Geld machen." Und: „Nehmt euch in acht vor Betrügern, denn dergleichen gibt's viele, sowohl unter den Deutschen als unter den Amerikanischen und Englischen. Die Deutschen haben ihr Zutrauen seit einigen Jahren sehr verloren wegen ihrem schlechten Benehmen." So etwas sagten uns Deutsche, und wir dachten, daß es nicht von den schlechtesten waren.

Die erste Wanderung in der neuen Welt

Da wir nun keine Gelegenheit finden konnten, unsere Effekten fortzubringen, so entschließt sich Lauer, hier zu bleiben, bis er eine erhaschen konnte. Wir sollen also unbesorgt weiter gehen, wenn wir wollen, unsere wenigen Sachen müssen mit den seinigen heraufkommen. Er wollte nämlich nach Reading, wo der Weg dorthin nach Lancaster führt. Gesagt, getan. Drei von seinen Kindern und unser Küfer gingen auch mit. Wir hatten also einen Weg von 74 Meilen vor uns. Wir rechneten noch mit unserm Wirte ab und waren mit ihm sehr wohl zufrieden. Da wir noch Erbsen, Reis, Tee, Kaffee und anderes vom Schiff aus übrig hatten, so kaufte er's uns noch ab, und wir bekamen noch Geld heraus. Dann packte ich das Notwendigste in mein Felleisen, und am 25. frühmorgens verreisten wir und nahmen noch etwas zu essen mit auf den Weg. Dann und wann bekamen wir Milch bei den Bauern. Diese Nacht kochten wir

eine Suppe in einem Bauernhaus und schliefen dann in der Scheuer auf Stroh.

Des Morgens flogen wir sehr früh aus den Federn. In Straßburg, einem kleinen Städtchen, nahmen wir in einem Wirtshause das Frühstück ein. Wir kannten die amerikanischen Manieren noch nicht und bestellten Kaffee; die Leute verstanden deutsch. Unsere Mitwanderer waren zu häuslich, einzukehren und mitzuhalten; sie gingen voraus und klopften bei den Bauern an. Das ist sonst gewöhnlich der Weg neuer Einwanderer, wenn sie vom Schiff ins Land hineinziehen. Wir aber waren neugierig und wollten auch wissen, wie es in den amerikanischen Wirtshäusern der Brauch wäre. Nach einer Viertelstunde wurde aufgetischt. Wir bereiteten unsere Gaumen auf einen leeren Kaffee vor. Aber wie angenehm und erstaunt wurde er überrascht, da nebst dem rauchenden Getränk noch gesotten und gebraten Fleisch, Butter, Honig, Brot und anderes Backwerk auf einmal den Tisch belagerte. Wir ließen's uns vortrefflich schmecken und mußten doch auch nicht mehr als einen halben Taler bezahlen, macht auf die Person ungefähr 37½ Kreuzer. Von da aus nahmen die andern Gelegenheit, in einer Kutsche zu fahren, weil sie sehr müde waren, und wir lenkten dann allein von der Hauptstraße ab und gingen einen Buschweg, der, wie man uns sagte, etwas näher sein soll. Das Land, wo zerstreute Plantagen sind und noch viele Waldung, wird hier allgemein Busch genannt.

Diesen Mittag kommen wir zu einem prächtigen Bauernhaus; wir klopften an und fragten, ob sie uns für Geld und gute Worte nicht ein wenig Milch zu trinken geben könnten. „Ei, ich denk! Kommt herein in die Stube," sagte die Frau. Dann wird Milch, Brot, Butter und Honig aufgestellt und gesagt: „Holt euch da und helft euch selbst." Wir wußten schon, daß hier keine Komplimente notwendig waren, und ließen's uns wohl schmecken. Manches wurde gefragt von Deutschland und manches erzählt. Am Ende fragten wir, was wir wohl schuldig wären, und griffen nach der Tasche. „Könnt euer Geld wohl noch brauchen, ihr seid willkomm," war die Antwort. An einem andern Orte setzten wir uns in den Schatten eines Baumes, weil es sehr warm war. Nicht weit davon war ein Haus, und wir hätten gedacht, niemand würde uns bemerkt haben. Jetzt kommt eine Frau auf uns zugelaufen und reicht uns einen großen Apfelkuchen auf einem Teller, sagend: „Ihr werdet wohl hungrig sein?" Wir dankten, und wie die andere Frau sagte sie: „Ihr seid willkomm." Wenn das so geht in diesem Lande, dachten wir, so wird's doch nicht so übel rauskommen. Wieder, als wir weiter kamen, begegnete uns ein alter Mann, welcher uns deutsch anredete und dieses und jenes an uns fragte und dann am Ende sagte: „Ich freue mich allemal, wenn ich Deutsche sehe, hier (indem er uns eine Branntweinflasche reichte) nehmt euch einen Tram, aber trinkt recht wacker." Diesen Abend übernachteten wir in einem Wirtshause, wo

ein deutscher Wirt ist. Hier wollten wir uns recht gütlich tun und auch einmal amerikanischen Wein trinken. Wir wußten aber das Wieviel nicht mit dem rechten Namen zu nennen, daher sagten wir, er solle uns so viel geben, wie man gemeiniglich hier so gewöhnt sei zu trinken. Jetzt dachten wir, er werde das Ding so gut machen und die Portion verdoppeln oder verdreifachen, wie es etwa deutsche Wirte in unserm Lande machen würden. Jetzt tischte er uns ein kleines Spitzgläschen auf, so viel etwa wie draußen für 2 Kreuzer Branntwein. Wir mußten lachen und sagten dem Wirt, wie man bei uns in der Schweiz Wein trinke. Hier ist dieses Getränk eben sehr teuer und stark, es kommt aus dem südlichen Frankreich, aus Spanien, Portugal, Madeira usw. sagte er. Dieser Wein ist sehr stark, wie gebrannte Wasser. Ich wollte viel lieber einen guten Schaffhauser trinken. Dieses Gläschen kostete ein Elfpencestück, etwa 18 Kreuzer. Nebst diesem wurden wir sehr billig bewirtet.

Das Wiederfinden unserer Freunde in Lancaster, und was sich dort weiter zutrug

Der 27. August war der Tag unserer Ankunft in Lancaster. Wir hofften also heute noch ziemlich frühe dort anzulangen und freuten uns sehr, unsere Freunde so unvermutet zu überraschen. Wir hätten recht gut von Baltimore aus sie davon berichten können, aber wir vermieden es absichtlich.

Es ist ein sehr heißer und schwülstiger Tag; mein Felleisen drückte schwer, und wir nehmen oft zu schattigen Bäumen unsere Zuflucht. Jetzt kommen wir nach Columbia, wo die Susquehanah still und silbern wie ein ausgebreiteter See hinschleicht. Eine meisterhafte Brücke, welche eine starke halbe Stunde lang ist, führt über den Fluß. Hier muß jede Person 6 Cent (9 Kreuzer) zollen. Jetzt sehen wir die Türme von Lancaster, und unsere Herzen klopfen. Nahe an der Stadt treffen wir einen deutschen Straßenarbeiter an, welcher unsern Schweizer gut kennt und uns deutlich bezeichnet, wo er wohnt, so daß wir ohne weiteres Nachfragen gerade auf das Haus zulaufen konnten. Seine Frau und das Kind trafen wir gesund und wohl an; aber sie waren von unserer Ankunft schon in Kenntnis gesetzt von unsern Reisegefährten, welche uns vorangeeilt sind. Und nicht nur dies; soeben hat die Frau einen Brief erhalten von Amsterdam, welcher über Neuyork kam und auch unsere Ankunft meldete. Den lieben Schweizer trafen wir nicht an, er war gerade nach Philadelphia. Den Abend des folgenden Tages kam auch er und wußte auch schon von uns. So war uns also die Absicht, unsere Freunde recht zu überraschen, vereitelt. — Über unser glückliches Wiederfinden, über die Freude und die Empfindungen, über Fragen und Erzählen, das alles beiderseitig stattfand, schreibe ich kein Wort — es muß selbst gefühlt sein, bis man einen richtigen Begriff davon haben kann. Genug, wir haben uns auch im fernen Amerika

wieder gefunden, glücklich, gesund und wohl. Dem Vater im Himmel, der seinen Menschen so viele Freuden verleiht, schon in dieser Welt, sei herzlich dafür Dank gesagt.

Nun, wir sind bei unsern Freunden. Ein paar Tage ausgeruht, ein paar Tage geplaudert, ein paar Tage uns innig gefreut, und erst jetzt sehen wir, wo wir eigentlich sind. Was können wir anfangen? Was treiben? Wie können wir mit einem Wort ehrlich durchkommen? sind Fragen, welche uns zuerst aus dem Taumel der Freude aufweckten. Und uns können sie auch nicht befriedigend beantwortet werden. Hoffnung ist des Lebens Trösterin. Wir finden diesen Ort ganz anders, als er uns in Baltimore geschildert wurde. Unsere Freunde waren eben im Begriff, weg von da zu ziehen. Schon war eine Anstellung für sie ausgemacht in Middletown, Maryland, 90 Meilen von da. Dort konnte Schweizer auf eine Apotheke kommen. Hier, sagte er, können sie nichts mehr machen. Drei Jahre seien sie hier und wären mehr zurück als vorwärts gekommen, es werde von Tag zu Tag schlimmer. Alles ströme dahin, weil jedem Einwanderer dieser Platz und überhaupt Pennsylvanien angepriesen werde. Sie hätten viele gute Leute und biedere Freunde hier, die sie ungerne verließen; aber was helfe es, es könne doch nicht anders sein, wenn sie fernerhin mit Ehren bestehen wollten. Wir stutzten gewaltig, und doch, wir fanden es wirklich so. Ist's für sie nichts, was will es dann für uns sein? Und wir entschlossen uns, mitzuziehen. Die Stadt und

ihre Umgebungen hätten uns sehr wohl gefallen, und bald waren wir mit Leuten in Bekanntschaft von gutem Charakter und ordentlicher Bildung, aber was ist's, wo man seinen Lebensunterhalt nicht finden kann, da kann man nicht bestehen, und wenn Land, Lage und Leute den Wünschen auch vollkommen entsprächen. Einst hatten wir der Sorgen mancherlei in unserer Heimat; Sorgen begleiteten uns auf unserer Reise; nun sind wir hier, und die Sorgen werden auch nicht ausbleiben. Schenkt uns Gott nur Gesundheit, so wird's keine Not haben.

Während der Zeit unseres Hierseins ging ich noch einmal nach Baltimore, weil meine Sachen zu lange ausblieben, und ließ sie heraufschaffen. In der letzten Woche, ehe wir hier fortzogen, erhielt ich Nachricht von Philadelphia, daß unser Kistchen dort angekommen sei; daher ging ich selbst dorthin, um es freizubekommen. Diese Reise machte ich noch recht gerne. Nur eines fehlte, um dieses Vergnügen voll zu genießen, daß Schweizer nicht mitkommen konnte; er war schon fort nach seinem neuen Bestimmungsorte, um dieses und jenes noch gehörig anzuordnen und einzurichten.

Philadelphia ist doch gewiß eine schöne und große Stadt. Alle Straßen, klein und groß, durchkreuzen sich schnurgerade im Quadrat. Steht man an einem Ende der Stadt in einer Straße, so reicht das Auge hinauf oder hinunter, bis die Häuser in schwindelnder Ferne sich verlieren. Wäre diese Stadt noch mit einigen recht hohen Türmen geziert, an

schönen Gebäuden und prächtigen Plätzen fehlt es nicht, so würde sie mit den schönsten Städten der Welt um den Preis ringen. Das Wasserwerk daselbst ist ein recht römisches Kunstwerk. Vielleicht eine Stunde weg von der Stadt wird das Wasser aus einem Fluß durch ein gigantisches Maschinenwerk auf einen hohen felsigen Hügel getrieben, wo es sich in einen weiten Teich sammelt; von da wird es in Teucheln nach der Stadt und dort unter der Erde durch alle Straßen geleitet, wo an beiden Seiten derselben in gewissen Entfernungen Brunnenstöcke gesetzt sind. Von jedem Haus ist es nur einige Schritte bis zu solch einem Stock. Ein Hahnentrieb, und Wasser springt, so viel man will. Wird das Maschinenwerk nur ein bis zwei Stunden im Gang erhalten, so hat die ganze Stadt für einen Tag Wasser genug.

Ich ging auch in das Museum. Ein Prachtgebäude. Mich dünkt, es ist ziemlich reichhaltig an Kunst- und Naturmerkwürdigkeiten, besonders aber an letztern. Das Skelett eines Mammuts zog meine ganze Bewunderung auf sich, so daß ich fast alles übrige dabei vergaß. Sowohl die Größe als das Nichtmehrvorhandensein dieses Tieres auf dem ganzen bekannten Erdboden setzt in Erstaunen. Es mußte weitaus das größte Landtier gewesen sein. Und — es war, und nun ist es nicht mehr. Ist dieses das einzige Tiergeschlecht, welches von der Erde verschwand? Und wann? Und wie? Waren im Anfang der Schöpfung alle Tiere, die jetzt bekannt sind,

schon da? O! Schöpfung! Wie ist dein Werden so dunkel! Schöpfer! Wie bist du so wunderbar und unbegreiflich in deinen Werken! Anbetung dir! Preis und Ehre!

Es ist doch noch schön, wenn man auch ein wenig in der Welt rumkommt! Man sieht oft etwas, das man daheim hinter dem Ofen nie sehen würde. Es ist sich wohl der Wert, sage ich, ein wenig in Gottes großer Haushaltung herumzuspazieren, um zu sehen, was etwa hie und da vorgehe unter seinen Kindern, ob sie sich allerorten zanken und beneiden über eine Handvoll Erde und überdem, sich selbst vergessend, was sie sind und was sie werden sollen, es nicht bemerken, daß in der nämlichen Erdschale, über welche sie sich plagen und quälen, ihr Grab zum Todesschlummer sich öffnet, oder ob es wohl auch irgendwo ein Plätzchen gebe, wo sie sich untereinander gut vertragen, ihre eigene Bestimmung im Auge halten und friedlich und einträchtig genießen, was ihnen der Vater beschieden. Doch dieses letztere zu finden, scheint eine Reise in den Mond oder wohl gar auf den Sirius hinüber vorauszusetzen.

In Philadelphia lernte ich ein paar wackere deutsche Männer kennen. Jetzt hatte ich die Sache für mein Kistchen auf dem Zollhause abgetan, welches mich etwa 8 Taler kostete. Hätte ich dasselbe bei mir gehabt, so wäre diese Ausgabe erspart gewesen. So aber wurde es als Kaufmannsgut betrachtet. Ich wanderte also wieder recht vergnügt nach Lancaster.

Der Zug nach Middletown und unser Tun und Treiben dort

In den ersten Tagen des Oktobers nahmen wir Abschied in Lancaster und traten wieder eine frische Reise an. Vier Tage, und wir waren dort, wo wir gegenwärtig noch sind. Hier ward ein Häuschen gerentet (gemietet) mit einer Stube, einer engen Küche, einem dunkeln Speicher unter dem Dach und mit einem kleinen Stück Garten, das wir im Frühjahr bepflanzen konnten. Da war kein Back- und kein Stubenofen, kein Keller, und für dieses stattliche Haus mußten wir für ein Jahr 40 Taler, sage vierzig Taler, bezahlen. Jetzt mußten wir erst noch einen Ofen renten und Holz kaufen. Man hat hier keine anderen Öfen als von Gußeisen. Ein solcher kostete uns für den Winter 3 Taler. Eichenholz kostete das Klafter 2 und Hikeri 2½ bis 3 Taler, weil dieses ein sehr gutes Heizholz ist. Wir kauften meistens von diesem und brauchten für ein Jahr 6 Klafter. Brot mußten wir bei den Nachbarn backen, wenn wir haben wollten. Als wir von allem dem hörten, da machten wir ziemlich große Augen. Wir wußten, daß wir alles dieses bezahlen mußten, wußten, daß wir gelebt haben mußten; aber Arbeit und Verdienst wußten wir noch nicht, das diesen Ausgaben auch nur im geringsten das Gleichgewicht halten mochte. Doch wir ließen unsern Mut nicht sinken und suchten uns festzuhalten auf dem Sattel des Geschicks, damit wir nicht so

leicht aus den Steigbügeln in den Pfuhl der hoffnungslosen Verzweiflung geworfen würden. Wir dachten: Aller Anfang ist schwer, und ließen es gut sein.

Jetzt fingen wir an, unsere Künste auszulassen. Schweizer, der das Buchbindern nun ziemlich gut versteht, machte auch mich ein wenig damit bekannt. Da in dieser Gegend herum sonst keine Buchbinder sind, so erhielten wir einige Monate hindurch mit alten Büchern ordentlich Arbeit. Von einer kleinen Handbibel in ganz Leder hatten wir einen Taler und von einem Testament ½ bis ¾ Taler, und so nach Verhältnis mit andern Büchern. Mein Weib nähte Hauben und strickte Strümpfe; nebstdem wurden noch Hutschachteln von Karton und andere Kleinigkeiten gemacht, und für alles erhielten wir gute Bezahlung. Hätten wir jahraus, jahrein in allen diesen Stücken Arbeit genug, ich wollte mir keinen bessern Verdienst wünschen, ich würde dann diese leichten Geschäfte lange nicht an eine der besten Landschulen in der Schweiz vertauschen. Alle diese Sachen, welche wir machten, mußten dann von Haus zu Haus verkrämert sein. Damit befaßte sich dann meistens meine Frau, sie hatte am besten Glück. Sie brachte manchen runden Taler, manches Stück Fleisch und Speck und manchen Hafen voll Schweinefett und was wir sonst in der Haushaltung brauchten für Warentausch mit nach Haus. Sie rühmte immer die Gastfreundschaft der Bauern. Manches Persönchen draußen zuckt vielleicht die Achsel über diese ihm niedrig scheinenden Gewerbe.

O, eitle Torheit! Hier schämt sich der Allerreichste nicht, seinen Cent mit der niedrigsten ehrlichen Händearbeit zu verdienen. Derjenige, der sich selbst einen Kübel macht und seine Hosen und Schuhe flicken kann, gilt mehr als ein stutzerhaftes Herrchen, das seine Hände im Hosensack weich zu erhalten sucht, und wenn es auch Geld genug hätte. Das ist ein Vorzug in diesem Lande, der den kultiviertern Teil der alten Welt höchlich beschämt. Jede ehrliche Arbeit erwirbt sich Achtung, nur eigene Unbehilflichkeit setzt zurück.

Unter anderm fingen wir auch eine Singschule an den Winter hindurch, die wir alle Sonntage ein paar Stunden hielten. Wir hatten etwa 25 Schüler, wovon jeder uns einen Taler bezahlen mußte in einem Vierteljahr; doch was sage ich, sollten nur; denn jetzt noch haben wir's nicht von allen und werden's auch schwerlich bekommen. Wir hielten nicht mehr als ein Quartal aus, sobald wir erfuhren, wie die Sache ging. Wollte ich diese Singschule beschreiben, so müßte ich eine leibhaftige Wiederholung machen von derjenigen, die in Schweizers Reisebeschreibung geschildert ist; daher sage ich nichts, als daß es etwas Erbärmliches ist ums Singschulehalten auf dem Lande in Amerika.

Unterdessen rückte das Frühjahr heran. Die alten Bücher waren fast alle gebunden, und die meisten Weibsleute waren nun versehen mit Hauben, Strümpfen und Hutschachteln. Da mußte nun wieder auf etwas anders gedacht werden. Wohl würde man den Sommer hindurch Arbeit und gute

Bezahlung bei den Bauern finden. Aber dieses will ebenso viel sagen, besonders wenn man sich nicht an solch harte Arbeit gewöhnt hat, als seine Kräfte und seine Gesundheit ruinieren und sich selbst sein frühes Grab bereiten.

Strohhüte sind in diesem Lande ein rechtes Bedürfnis zur Sommerszeit. Die Vornehmen tragen meistens feingeflochtene, welche importiert und sehr teuer bezahlt werden, und bei den Bauern sieht man oft selbstgeflochtene, sehr grobe und wüste. Daher dachten wir, wenn wir doch nur auch Strohhüte machen gelernt hätten, wie man sie in der Schweiz jetzt so allgemein trägt. Es gilt hier das allgemeine Sprichwort: Help your self (hilf dir selber). Und da war kein anderes Mittel übrig, als dieses auch auf uns anzuwenden, wenn wir solche Hüte haben wollten. Ich machte mich also an eine Sache, die mir draußen unmöglich geschienen hätte. Eine Maschine wurde selbst gemacht, Stroh angeschafft, zum Werk geschritten, und der Versuch gelang. Ein Strohhut erwuchs, freilich nicht so fein und egal; aber dadurch sahen wir doch das Rätsel gelöst, daß es auf diesem Wege möglich sei. Jetzt fing ich an draufloszuarbeiten, und die übrigen lernten es nachher auch. Zuerst brauchte ich drei Tage zu einem, und nachher machte ich wohl sieben und auch acht Stück in einer Woche in langen Sommertagen. Die Hüte wurden gezeigt, und sie gefielen. Bald bekamen wir einige Bestellungen von den Vornehmsten im Städtchen, und sie wurden uns das Stück mit 1¼ Taler bezahlt.

Wir machten den ganzen Sommer drauflos und verkrämerten sie, wo wir dann durchgehends für eine mittlere Sorte Bauernhüte ½ bis ¾ Taler lösten. Dieses brachte uns manchen Taler ein. Wenn es so fortgeht, so werde ich wohl noch probieren, Röcke, Hosen, Schuhe zu machen und den Hobel und Schmiedhammer zu führen. Auf solche Weise lernt der Mensch seine Kräfte kennen, welche der gütige Schöpfer ihm verliehen.

Am Ende dieses Jahres fanden wir für gut, andere Behausung aufzusuchen. Ich rentete ein Häuschen etwa eine Stunde vom Städtchen, wie man hier sagt im Busch, das mehr Platz hat und bequemer ist als dieses. Ich und mein Weibchen ziehen allein dorthin und müssen monatlich einen Taler bezahlen, und das Holz bekommen wir auch wohlfeiler von unserm Bauer. Unsere Freunde beziehen im Städtchen eine andere Wohnung, welche doch auch etwas wohlfeiler ist. Wegen dem Apothekergeschäft können sie nicht wohl weiter gehen. Nun machen wir einander recht oft Besuche und Gegenbesuche zu Stadt und Land und freuen uns und leben recht glücklich.

Nun habe ich schon wieder eine andere Beschäftigung. In dem Flecken, wo wir nun wohnen, sind lauter deutsche Bauern. Da waren einige, welche gerne eine deutsche Schule wollten gehalten haben. Ich meldete mich, und jetzt bin ich doch wirklich schon Schulmeister von 8 bis 10 Kindern. Wie lange es dauert, weiß ich nicht. Wenn das Ding so fortgeht,

so avanciere ich bis am Ende noch zum Kesselflicker, Kaminfeger, Lumpensammler. Für ein Vierteljahr erhalte ich vom Kind 2 Taler. Hätte ich 50 Schüler, so wollte ich bald so viel verdient haben, daß ich eine Plantage von 200 Acker Land kaufen könnte.

Ein mehreres vom Schulhalten verspare ich bis an einem andern Orte.

Nun habe ich Ihnen, teure Freunde, kurz, aber haarklein und wahr erzählt, wie es uns ergangen sei bis auf den gegenwärtigen Augenblick. Sie sehen, daß wir gesund und wohlgemut sind und daß wir bis hieher recht glücklich waren. Seien Sie unsertwegen doch unbesorgt, es wird keine Not haben. Amerika ist weit, und in einem großen Teile desselben sind schon Wege gebahnt, wo man frei und ungehindert auf ihnen gehen kann, wie und wo es einen gelüstet; und wenn man weit geht, so sieht und erfährt man viel, und dann kann man auch viel erzählen. Ich denke, die nächsten Nachrichten, die ich Ihnen wieder mitteile, werden am Ohio, Wabasch oder Mississippi gesammelt werden, wo Herden von Büffeln an ihren Ufern weiden und Indianer mit Bogen und Pfeil durchs Gebüsch jagen.

Das End vom Liede

Meine teuren Freunde! Jetzt werdet ihr mich wohl noch fragen, ob ich mich denn auch recht wohl befinde in Amerika,

und ob es mir durchgehends gefalle. Zwar könnt ihr schon ziemlich richtig schließen darauf aus meinen Erzählungen; aber wie auch eure Schlußfolge sein mag, ich antworte euch auf die aufgeworfene Frage noch nicht vollkommenes Ja. Jenen Punkt, wo einem alles gefällt und wo nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, muß man nicht diesseits den Gräbern suchen. Aber soviel sage ich euch, daß ich mich nicht mehr in die alte Welt und ihre Verhältnisse zurückwünsche. Und wenn ihr mir scharf ins Auge sehen könntet und mich bei Ehr und Gewissen fragen würdet, ich würde euch nicht anders antworten. Habe ich wohl noch keine ganz bestimmte Aussicht auf ein sicheres, ruhiges Auskommen, so zerfließt doch wenigstens die Hoffnung darauf nicht in die traurige Unmöglichkeit wie in der alten Welt. Es ist doch hier auch noch möglich, ein Stück gutes, fruchtbares Land zu erhalten, ohne daß man große Summen Geldes darauf verwenden muß. Und hat man dies, so kann man denn doch auch keck mit Ambühl singen: „Seht, was ich habe, das ist mein, ist frei und schuldenlos." Und: „Auch darf's kein Fürst mir sprechen an, dem Herrgott Dank dafür." Und: „Darf meine Kappe, wie's mir g'fällt, auf meinem Kopfe drehn" usw. Könnte ich wohl draußen das, und wenn mir auch tausend Acker Land zu Gebot und Arbeit gegeben wären? Auch muß ich mir noch nicht vorwerfen, etwas dadurch mir vergeben zu haben, daß etwa während der Zeit meines Hierseins die Verhältnisse draußen sich gebessert hätten; und wollte Gott,

es wäre so! Ich würde selbst noch ruhiger sein mitten im Schoße der amerikanischen Freiheit. Aber mündliche und Zeitungsnachrichten bringen immer von dorther leider das Gegenteil. Bald würde vielleicht derjenige, welcher früherhin den Auswanderer als einen undankbaren Verächter seines Vaterlandes bezichtigte, den Wanderstab selbst ergreifen und in Amerika Glück und Freiheit suchen, wenn die ärmliche Idee, man muß dem Vaterland zulieb wohl gar den entblößten Nacken ins Joch beugen lassen, ihm nicht schon zu viel Geld geraubt und zu manches Jahr auf die Stirn gefurcht hätte. Das ist wahr, dem Vaterlande ist man alles schuldig, aber dem ungerechten Zwange nichts.

Ein Totalurteil über Amerika, über seine Lage und Verhältnisse getraue ich mir noch nicht zu fällen. Wenn ich alles so durchblicke, so weiß ich gerade jetzt noch nicht, ob ich seine Freiheit als Göttin der Beförderung menschlicher Glückseligkeit oder als einen gehässigen Dämon von entgegengesetzten Einwirkungen und Folgen ansehen soll. Bald meine ich so, bald anders. Mich deucht aber das, Amerika ist jetzt noch für alles fähig. Ich möchte sagen, es liegt auf der Wagschale zwischen Segen und Fluch. Es bedarf nur eines Hauptanstoßes, so wird eine Schale sinken und die andere steigen. In welche das Übergewicht geworfen wird, das steht noch dahin. Was aber auch geschehen mag mit Amerika, das scheint schnell zu geschehen. Soll es das Schicksal der Griechen, der Römer, der Deutschen, oder soll es

ein ganz eigenes treffen, es wird alles in einem viel kürzern Zeitraum durchlaufen als jene. Es scheint gleichsam, als wenn die physische Natur, ich möchte sagen der künstlichen und moralischen ihre Dauer vorzeichnen würde. Mit einer unglaublichen Kraft und Schnelle streben die Pflanzen auf, und in einer ebenso unglaublichen Schnelle verzehren sie sich wieder. In 15 bis 20 Jahren wächst ein großer Baum auf. Wird ein Baum umgehauen und den atmosphärischen Einflüssen preisgegeben, so ist er in zwei, drei Jahren ganz faul. So auch die Blumenfrüchte; sie sind besonders kräftig und von Wohlgeschmack, aber sie haben keine Dauer. Ein Pfirsichkern, in die Erde gelegt, schießt so schnell auf, daß er in seinem dritten Jahr schon Früchte trägt. Das ist aber nicht etwa, weil man besondere Sorgfalt darauf verwendet, dieses geschieht allgemein.

Doch ich will alles gehen lassen, wie es geht, aber gerne dem wunderbaren Walten des Geschickes in Amerika zusehen, solange der gütige Gott, der alles wohl macht, mir das Leben schenkt. Möge der Vater im Himmel es geben, daß Amerika ein freier, glücklicher Zufluchtsort bleibe allen denen, welche Druck und Elend aus der alten Welt verdrängt und hier ein Asyl suchen! Und hiemit Punktum.

So wandert denn hin, ihr Blätter, in der neuen Welt niedergeschrieben, zu unsern teuern Freunden, und erzählt ihnen getreu und ehrlich und bieder, wie wenn ihr in der Schweiz zwischen den hohen Alpgebirgen hervorkämet, alles

das, was ich euch so traulich anvertraue, und unterhaltet jeden von ihnen ein Stündchen so angenehm, als wenn wir selbst dabei wären. Vollendet die Reise zu ihnen ebenso sicher und glücklich, als wir sie von ihnen weg hier vollendeten. Und ach! Daß ihr sie alle in guter Gesundheit und in zufriedenem Wohlsein antreffen möchtet! Grüßet sie uns alle mit einem echt schweizerischen Händedruck! Grüßt uns aber auch Heimattal und Höh, Flur und Feld und Hain und Bach und See, wo wir einst in unserer Jugend auch glücklich wandelten. Grüßt uns jedes Plätzchen, das unser Andenken wie ein Heiligtum im Herzen verwahrt.

Während der Zeit euerer Reise und der angenehmen Hoffnung, von jedem unserer Freunde ein volles Dutzend fein in alle Ecken überschriebener Bogen mit allerhand Nachrichten zu erhalten, wird wieder manche Erfahrung machen, hin und wieder eine Notiz einstecken und vielleicht gar noch eine bedeutende Reise nach den westlichen Staaten unternehmen

euer

unveränderlicher Freund und Bruder

J. Jakob Rüttlinger

Nachwort

Der Verfasser des vorliegenden reizvollen Zeitbildes aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts, Johann Jakob Rüttlinger (1790—1856), ist ein verschollener „Volksdichter" aus dem Toggenburg. Auf dem Titelblatt seiner Reisebeschreibung nannte er sich den „Verfasser der ländlichen Gedichte," und er durfte wohl annehmen, daß er sich mit diesem Hinweis bei seinen Freunden hinreichend und wirksam bezeichnet habe. Denn dieses Gedichtbändchen, das 1823 im Verlag der Keller'schen Buchhandlung zu Ebnat erstmals erschien, fand so guten Absatz, daß ihm der Verleger im folgenden Jahr ein zweites nachfolgen lassen konnte. 1835 erschien in Lichtensteig eine vermehrte dreibändige Ausgabe der ganzen Sammlung.

Der Dichter selbst lebte schon beim Erscheinen seiner ersten „Herzensergüsse" nicht mehr in der Heimat. Am Vorabend seiner Abreise nach Amerika, die er im April 1823 unternahm, weil es ihm trotz ehrlichen Arbeitseifers nicht gelungen war, sich über die angeborenen ärmlichen Lebensverhältnisse zu erheben, schnürte er auch seine poetischen

Manuskripte zum Bündel und übersandte dieses dem Verleger, der dann aufs treulichste für seine Verwertung besorgt war. In letzter Stunde hatte Rüttlinger noch ein Vorwort niedergeschrieben, in dem er über sich selbst, über die Entstehung seiner Poesien und die Gründe seiner Auswanderung Aufschluß gab.

Darnach ist er 1790 als Sohn armer, aber redlicher Eltern in Wildhaus, dem Geburtsort Zwinglis geboren. Der Vater war Schulmeister und hatte noch fünf weitere Kinder zu ernähren. Das muß ihm schwer genug gefallen sein, denn für den „freilich auch einfachen und ärmlichen" Unterricht, den er jeweils zur Winterszeit etwa 20 Wochen lang an die Dorfjugend erteilte (es waren immer 50—60 Kinder), erhielt er im besten Falle zwanzig Gulden. Diese Schule besuchte auch der spätere Poet, und er klagte noch als Mann aufrichtig darüber, daß ihm nur diese „beschränkte Bildung der niedern Volksklasse" zugänglich gewesen war. Sein Vater vermochte ihm nur dürftige Kenntisse im Lesen und Schreiben zu vermitteln, wollte den Sohn aber gleichwohl zum Schulmeister machen, was ihm nicht allzu sehr verdacht werden kann, weil eben zu dieser Zeit auch im Kanton St. Gallen die Bestrebungen einsetzten, die auf eine Hebung des schweizerischen Schulwesens abzielten. Der Erziehungsrat Steinmüller eröffnete in Rheineck, wo er als Pfarrer amtierte, Lehrkurse zur Bildung neuer Schullehrer, und „mit der fast ökonomisch erschöpfenden

Anstrengung" von seiten seines Vaters konnte Jakob den ersten dieser Kurse besuchen. Er dauerte neun Wochen und vereinigte gegen fünfzig Schüler. Aufgrund dieser gewiß bescheidenen Vorbildung wurde dem siebzehnjährigen Lehrer die Winterschule in Wildhaus übertragen (warum sein Vater sie niederlegte, läßt sich nicht ermitteln). Ein Jahr später, im Frühling 1809, fiel ihm überdies die Sommerschule in Hemberg zu, einer fünf Stunden talabwärts gelegenen Gemeinde. Dreizehn Jahre lang hat Rüttlinger diesen mühseligen Doppeldienst versehen, bis er 1822 ganz nach Hemberg übersiedeln konnte, weil sich ihm dort „ein zweites Schulpöstchen" auftat. Er hatte schon immer eifrig Bücher gelesen, um seinem Amt besser gewachsen zu sein, besaß aber freilich so wenig wie sein Vater Geld genug, um sich einen eigenen Band zu erstehen. Die Lektüre begeisterte ihn bis zur Verfertigung eigener Verse, besonders Hebels Alemannische Gedichte scheinen ihn stark bewegt zu haben. Tatsächlich zeigen seine Gedichte, so arm an dichterischem Wert sie sind, eine sprachliche Gewandtheit, die von dem Fleiß und Bildungsdrang des einfachen Mannes ehrenvolles Zeugnis gibt. Viele von ihnen sind, unter dem offensichtlichen Einfluß Hebels, in der Toggenburger Mundart geschrieben. Sie besingen mit Vorliebe landschaftliche Stimmungen und den Lauf des ländlichen Jahres, in ihren letzten Teilen auch das Glück der Liebe, das ihm die Heirat mit einem einfachen Wildhauser Mädchen beschied.

Entscheidend wurde für Rüttlinger die innige Freundschaft mit Johannes Schweizer in Hemberg, der zwei Jahre vor ihm nach Amerika auswanderte und damit in dem Zurückbleibenden wohl überhaupt erst den Gedanken an eine solche Möglichkeit hervorrief. Die Briefe, die er von ihm erhielt, das Erscheinen von Schweizers „Reisebeschreibung nach Nordamerika und durch die bedeutendsten Teile desselben" (bei Keller in Ebnat 1823), die Rüttlinger in seinem Tagebuch mehrfach erwähnt, und schließlich wohl auch der Tod des Vaters oder der Mutter (er spricht von den „heiligsten Pflichten," die ihn früher an die Heimat gebunden hätten und nun gelöst seien) mögen zusammengewirkt haben, um den für damalige Zeiten beinah tollkühnen Entschluß der eigenen Ausreise in ihm zu festigen. Der Abschied fiel ihm nicht leicht, wie sein Vorwort beweist, in welchem er der Heimat, den Freunden und nicht zuletzt dem „Schullehrer-Verein des Obertoggenburgs" ein langatmiges Lebewohl zuruft.

Dem heutigen Leser ist das Tagebuch dieser Reise ein unerhoffter und überraschend deutlicher Gruß aus jener Kleinwelt der Vergangenheit, deren Kenntnis dem gewesenen wie dem gegenwärtigen Leben erst die eigentliche Herzenswärme gibt. Nur im Detail des bescheidenen Büchleins liegt der Grund, weshalb es nach hundert Jahren noch Interesse finden kann. Seine Einzelheiten sind oft von einer merkwürdigen Aktualität, und auch die Gegenstände

und Vorfälle, deren Beschreibung damals einer gewissen naiven Überschätzung entsprungen sein mag, ergeben im ganzen heute ein Bild, das man mit wirklichem Interesse betrachtet. Im übrigen enthält diese neue Ausgabe nur die erste Hälfte des Originals; sein zweiter Teil erschöpft sich in einer Schilderung der damaligen politischen und wirtschaftlichen Zustände Nordamerikas, die heute nicht mehr zu fesseln vermag. Schweizers Buch ist aus eben diesem Grund heute belanglos; einzig das bäurische Staunen vor der Größe und Vielfalt der Welt hinter den blauen Bergen ist es, das uns einem Teil von Rüttlingers vergilbten Blättern vor den Aufzeichnungen des nur gelehrten Schreibers den Vorzug geben läßt.

Dr. Walter Muschg

SCHWEIZERISCHE

MEMOIREN-BIBLIOTHEK

I.

Die Geschichten und Schwänke des Landvogts von Greifensee

Nach dem Leben aufgezeichnet von

DAVID HESS

Mit einem Vorwort von Hermann Weilenmann,
einem farbigen Titelbild und 6 Stichen
Fr. 3.80, Vorzugsausgabe Fr. 6.—

II.

Die Reformation in der deutschen Schweiz

von

LEOPOLD VON RANKE

mit einem Porträtholzschnitt Zwinglis
Fr. 3.80

III.

Erinnerungen an Böcklin

Nach Aufzeichnungen von Gottfried Keller, Albert Welti,
Adolf Frey, Karl Stauffer-Bern, Hans Thoma u. a.
Fr. 3.80

ORELL FÜSSLI VERLAG ZÜRICH

VOM WANDERN UND REISEN

*

Tropenspiegel

von

RUDOLF BAUMANN

Erinnerungen einer abenteuerlichen Tropenfahrt

Zwei Bände mit vielen Bildern

*

Das besinnliche Wanderbüchlein

von

OTHMAR GURTNER

Auf alten Pfaden im Lauterbrunnental

Mit Tiefdruckblättern nach alten Stichen

Gebunden Fr. 4.50

*

Aiguilles

Ein Bergbüchlein von

CARL EGGER

Mit 60 Bildern nach Originalaufnahmen

Gebunden Fr. 6.—

ORELL FÜSSLI VERLAG ZÜRICH

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 074295566